

Deutsche Rundschau

für

Geographie und Statistik.

Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben
von

Professor Dr. Friedrich Umlauf, Wien.

XV. Jahrgang.

Heft 4.

Januar 1893.

Im Herzen von Litaunen.

Von Ludwig Heilbronn in Berlin.

Keine Provinz Preußens ist, was Topographie und Ethnographie anbelangt, in dem Maße vernachlässigt worden, als der östlichste Ausläufer des Landes, die vielgeschmähte Ostmark.

Eine Erklärung für diesen vielfach befremdenden Umstand mag man in erster Reihe in der immerhin isolirten Lage der Provinz suchen; nicht wenig trägt aber zu der abnormen Vernachlässigung der letzteren eine Unsumme von Vorurtheilen und grundsätzlichen Vorstellungen bei, welche zu beseitigen man in neuerer Zeit vielfach unternommen hat.

Die nachfolgenden Mittheilungen mögen dazu beitragen, weitere Kreise mit der eigenthümlichen Natur eines Theiles der ostpreußischen Landschaft bekannt zu machen und bestehende Irrthümer zu beseitigen.

Vorurtheilsfreie Reisende, die es unternahmen, den Boden der gewaltigen Kämpfe unserer Altvorderen zu durchforschen, waren entzückt von der Schönheit des Landes, welches mit seinen dunklen Wäldern, mit seinen blinkenden Seen und wogenumrauschten Dünen dem Beschauer ein gar herrliches Bild deutscher Ursprünglichkeit bietet. Einer der begeistertsten Verehrer der Ostmark mag wol Professor Haffe gewesen sein, der in einem seiner Werke¹ darzulegen versuchte, daß die Gegend bei Lochstädt darauf Anspruch machen könne, für das Paradies der Bibel zu gelten. Wenn auch die moderne Wissenschaft die naiven Ansichten des Autors nicht zu theilen vermag, so bleibt doch die hyperbolische Hypothese Haffe's bezeichnend für den Charakter der Gegend.

Ein gewisses Interesse weiterer Kreise haben von jeher die Littauer für sich in Anspruch genommen. Es liegt in der Natur der Sache, daß man sich diesem im Aussterben begriffenen Volksstamm ganz besonders zuwendet und durch gewissenhafte Forschung das nachzuholen bestrebt ist, was man in früherer Zeit verjäumt hat.²

¹ Preußens Ansprüche, als Bernsteinland das Paradies der Alten und Urland des Menschen gewesen zu sein, erwiesen von Dr. J. G. Haffe. Königsberg 1766.

² Bezzenberger, Littauische Forschungsgeschichte. Göttingen 1882. — Breenjohn, Zur Anthropologie der Littauer. Dorpat 1883. — Mhesa, Dainos. Königsberg 1825. — Wesselmann, Thesaurus linguae prussicae. Berlin 1870. — Beckenstedt, Mythen des Jamaiken. Heidelberg 1883. — Glogau, Litaunen und die Littauer. — Passarge, Aus baltischen Landen. Glogau 1878. S. 301 bis 348.

„Der Nationalgesang“, sagt Khesa, „ist die innerste Seelenblüthe eines Volkes, und wenn dieses untergegangen ist, lebt es noch in seinen Gefängen fort.“ Die Littauner sind ein wahrhaft poetisches Volk, und ihr Grundcharakter ergiebt sich am besten aus ihren Nationalliedern, den Dainos, von denen uns eine große Zahl erhalten ist. Eine gewisse Schwermuth liegt über den Gesängen des Volkes und ein heftiges Streben nach Licht und Vollkommenheit; daneben aber paart sich kindliche Naivetät mit hoffnungsfreudigem Wohlwollen.¹

Das preußische Littaun umfaßt den östlichen Theil von Ostpreußen und wird begrenzt von der Deime, dem Pregel und der Angerapp, endlich von dem Goldappflusse. Wenn man mit der Eisenbahn von Königsberg aus östlich fährt, so bietet sich dem Beschauer eine entzückende Scenerie, die für Ostpreußen eigenthümlich ist. Eine so reiche Abwechslung wie hier findet man wol im Süden des Reiches, in Württemberg, Baden und Bayern, wo Gebirgszüge eine größere Mannigfaltigkeit hervorrufen; keine andere Provinz des Nordens erfrischt jedoch das Auge durch ein wechselreicheres Landschaftsgemälde im Ruhsdaelschen Sinne, als die Ostmark.

An dem Zusammenflusse der Alle mit dem Pregel liegt das freundliche Städtchen Wehlau, in dessen nächster Umgebung besonders die sehr bedeutenden Mühlenwerke der „Pinnau“ auffallen. Ein Institut von ähnlichem Umfange boten früher in der Provinz die großen Anhaltischen Mühlenwerke zu Bubainen, die jedoch durch eine Feuersbrunst eingeäschert wurden. Die Bedeutung Wehlaus liegt namentlich in seinen Pferdemarkten, die für den Pferdehandel des ganzen Nordostens von Europa wichtig sind. Große Schaa ren von Rasse- und Arbeitspferden werden hier zusammengeführt, und es ist namentlich für den Südländer von großem Interesse, den Geschäftsverkehr mit seinem bunten Getriebe zu beobachten. Von Norden her vermittelt den Zugang zu der Stadt eine alte Holzbrücke, deren bedenkliche Bauartigkeit zu dem in der Provinz wohlbekanntem Aussprüche „Wer nicht wagt, kommt nicht nach Wehlau“ Anlaß gab. Der Volkswitz fügte hinzu: „Wer zu viel wagt, kommt nach Tapiau“, wobei man an die daselbst bestehende Correctionsanstalt dachte.

Das Thal der Alle, das bis gegen Allenstein von wahrhaft großartiger Schönheit ist, lassen wir hinter uns und betreten östlich von Wehlau den Boden des preußischen Littaunens.

Die kurze Strecke zwischen Wehlau und Buchdorf bietet des Sehenswürdigen nicht viel, dagegen beginnt eine außerordentliche Abwechslung, sobald wir in das „Dessauische“ gelangen, d. h. in die umfangreichen Gütercomplexe des Herzogs von Anhalt, deren bedeutendster Ort Norkitten ist.

¹ Eines der schönsten Volkslieder der Littauner ist das folgende:

Seitab vom Dörflein,
Seitab vom Wege,
Grünt gar schön eine Linde,
Mit prangenden Nesten umtrönt.

An dieser Linde,
An ihr, der grünen,
Da weilte die würdige Mutter,
Es stand ihr zur Seite die Tochter.

Sag', liebe Mutter,
Du vielehrwürdige,
Sag' mir, wo werd' ich hier sicher
Mein grünnend Kränzlein wol bergen?

Du zartes Mädchen,
O du mein Nessellein,
In diesen schattigen Nestlein
Der lieblich duftenden Linde.

Die Winde wehen,
Die Zweiglein wogen,
Es wird bald fallen mein Kränzlein
Hinab in die wogenden Fluten.

Schnell wehet zur Erde
Der Wind das Kränzlein,
Ach, schneller fliehen die Tage,
Die freudevollen der Jugend.

Norkitten ist an der Muzinne¹ gelegen, die sich in unzähligen Windungen durch die Astrawischker Forst schlängelt und an deren Ufer das prächtige Schloß des Herzogs steht. Die Astrawischker Forst ist eine der ausgedehntesten und interessantesten der ganzen Provinz und stand in früheren Jahren in dem Rufe eines Schlupfwinkels für Wilddiebe, die hier ungestört ihrem dunklen Handwerk obliegen konnten. Eine Anzahl von grundlosen Mooren geben den Waldungen einen besonderen Reiz, und wer ein Freund pittoresker Romantik ist, der durchreise diesen Urwald, der an wilder Zerklüftung seinesgleichen sucht.

Von den großen Mooren hebe ich in der Astrawischker Forst hervor: das Kiauker (Südost), Skungirrer (Nordwest) und Stagutischer (Südwest) Moor. Niemand aber, der in diese Gegend gelangen sollte, versäume es, den Pabbeln'schen Moorseen einen Besuch abzustatten, welche vermöge ihrer Lage und höchst eigenthümlichen Beschaffenheit eine der bedeutendsten Sehenswürdigkeiten der Provinz bilden.

Man nennt diese Moorseen entweder Budugnis (Budugnis) = „an der Tiefe“, oder Bedugnis = „ohne Grund“. Vielleicht ist letztere Schreibart die richtigere.² Ringsum von dichtem Fichten- und Laubwald umgeben, liegen die Seen, deren Umfang kein allzu bedeutender ist, in tiefster Stille da. Das Wasser ist infolge des moorigen Untergrundes tiefschwarz, und es bedarf eines erheblichen Windes, um ein geringes Kräuseln der Wasseroberfläche zu veranlassen.

Diese stille Moorlandschaft hat ihre eigenartigen Reize, denen sich Niemand zu entziehen vermag. Tagelang möchte man unter dem Gewirr der uralten Bäume ruhen und hinausstarren auf die bewegungslosen Seen, die daliegen wie ein Geheimnis von unergründlicher Tiefe. Kalmus, Binzen und mannigfaltige Arten von Weidengestrüpp umsäumen den Rand der Seen. Hier und da steigt ein Busch von Sumpfschilfern oder Zwergbirken aus dem hervorstickernden Grundwasser des Landes. Nicht weit davon stehen Heidelbeeren mit rothen Blüthen, wuchern rosige Heidekräuter im beweglichen Moose. Grünliche Eidechsen schlängeln sich unter der Nadeldecke, Ringelnattern sonnen sich an feuchten Stellen. Buntfarbige Spechte hämmern an den ernstesten Föhren, deren Wipfel unaufhörlich rauschen in schwermüthigen Weisen. Man wird ein solches Bild vergeblich in den vielgerühmten Heide- und Moorlandschaften Hannovers und Schleswig-Holsteins suchen; in mancher Beziehung erinnern die Budugnis in Pabbeln an den Uglei-See³ oder an den sagenumwobenen Herthasee auf Rügen.

Nächst Tilsit ist Insterburg die bedeutendste Stadt in Preußisch-Littauen und östlich von Norkitten am Angerappflusse gelegen. Dem der Stadt auf der Eisenbahn Nahenden fällt namentlich die schöne Umgebung auf, die Insterburg zu einem der anmuthigsten Orte der ganzen Provinz macht.

¹ Die Muzinne entsteht bei Kaimelswerder, 14 Kilometer südwestlich von Gumbinnen, in 62 Meter Seehöhe, und mündet bei Norkitten in 4 Meter Seehöhe in den Pregel. Das 718 Quadratkilometer große Gebiet derselben senkt sich von etwa 110 Meter Seehöhe in den Rucklins- und Kallner-Bergen an der linksseitigen Begrenzung des Angerappgebietes nach Nordwesten auf etwa 25 Meter am Rande des Pregelthales. (Vgl. Statistik des Deutsch. Reiches, herausg. vom kaiserl. stat. Amt. N. F. Bd. 39, Th. 1. Berlin 1891.)

² Man unterscheidet die kleine und die große Budugnis, welche inmitten eines östlichen Ausläufers der Astrawischker Forst in der Nähe der Eisenbahnstation Matheningen gelegen sind.

³ Der Uglei-See liegt westlich von Gütin in Schleswig-Holstein. Tief in dichter Waldschlicht verborgen liegt er dunkel und starr da; kaum ein Sonnenstrahl trifft seine Fläche. Die herrlichsten Buchenwälder umgeben ihn. Geibel rühmt ihn in seinem Gedichte „Gütin“, indem er sagt: „Der Uglei, der wie ein Schild aus Edelsteinen im dunklen Kranz des Waldes ruht.“

Mit seinen rund 22.500 Einwohnern genießt Insterburg alle Vortheile in Bezug auf Bequemlichkeit, hat jedoch auch gewisse Nachtheile, die vornehmlich in etwas Kastengeist und Titelucht bestehen. Dieselben sind in der Regel das Vorrecht der kleinen Städte besonders im Osten, und haben schon mehr als einmal Stoff zu ergötzlichen Satiren gegeben. Im Uebrigen herrscht in der Stadt eine Geselligkeit, die man in Ostpreußen fast überall findet.

Vermöge seiner centralen Lage ist Insterburg der Hauptknotenpunkt der ostpreussischen Eisenbahnen, daher auch von bedeutendem strategischen Werthe. Dagegen ist der Flußverkehr ganz erheblich heruntergegangen. Die Verkehrsnotirungen des kaiserlichen statistischen Amtes ergaben in den Jahren 1873 bis 1886 folgende Ziffern für den Flußverkehr bei den ehemaligen Bubainer Schleusen.

Im Jahre	Durchgegangen zu Thal: Segelschiffe			Durchgegangen zu Berg: Segelschiffe		
	leere	beladene	Ladung, Tonnen	leere	beladene	Ladung, Tonnen
1873	109	356	6006	46	474	—
1874	88	162	208	30	228	217
1875	50	127	2807	24	182	830
1876	155	80	505	23	208	1749
1877	68	127	2201	30	165	2585
1878	74	218	3000	116	181	985
1879	26	162	3264	45	155	1965
1880	75	149	2627	39	193	2180
1881	67	165	2306	66	168	4430
1882 a)	108	155	2746	66	197	2775
1883 b)	81	140	2951	23	197	4493
1884 c)	67	172	2733	17	222	3936
1885 d)	52	219	4596	32	241	5348
1886 e)	102	139	2218	20	221	3482

Außerdem: Flöße (Bestand in Tonnen) a) 2071 zu Thal, b) bezüglichen 6, c) 61, d) 855, e) 1320.¹

Von bedeutendem Werthe für die Hebung der Pregelischiffahrt wäre eine Regulirung der Inster und eine Verbindung derselben mit der Memel weit vor Tilsit. Die russischen Hölzer, die jetzt über Tilsit geführt werden, würden alsdann zum größten Theile ihren Weg durch den gedachten Canal² nehmen und nach allen Richtungen von Insterburg aus verhandt werden. An eine Realisirung dieses Projectes darf freilich vor der Hand nicht gedacht werden.

Insterburg wird von Fremden sehr wenig aufgesucht, trotzdem es sich wirklich der Mühe verlohnte, bei einem Besuche der Ostmark die Stadt mit ihrer, wie oben erwähnt, ganz hervorragend schönen Umgebung in Augenschein zu nehmen. Man gelangt vom Bahnhofe aus durch die Bahnhofstraße und deren Verlängerung auf den Marktplatz, an dessen nordwestlichem Ende sich die in gothischem Stile erbaute Kirche befindet, welche vermöge ihrer reichen,

¹ Eine ausführliche Beschreibung der Projecte der Bubainer Schleusen giebt Lönarz in Erbtaun's „Zeitschr. f. Bauwesen“ 1888. Vgl. auch: St. d. dtich. Reiches Bd. XII, XXIV, XXIX, XLI, LII, LXIII; ferner: N. F. Bd. 12, 22, 28, 43 und Berichte der Handelskammer zu Insterburg 1886 u. ff.

² Eine Verbindung zwischen Inster und Eszesuppe in der Gegend von Lasdehnen könnte durch relativ sehr unbedeutende Kosten erzielt werden.

originellen Innenausstattung von hohem culturhistorischen Interesse ist. Hervorzuheben sind die Deckenmalereien, welche Zeigermann um die Mitte des 17. Jahrhunderts herstellte,¹ und die Chorbilder, die Porträts der preußisch-brandenburgischen Herrscher, sowie die Apostel darstellend. Die Kanzel und der Altar sind in rein architektonischem Ebenmaße hergestellt und wirken infolge ihrer reichen Schnitzereien und symbolischen Ornamente sehr angenehm. Künstlerisch bedeutamer sind jedoch die Gemälde, welche die Aula des königlichen Gymnasiums zieren. Zum Gegenstand haben dieselben Scenen aus der Odyssee, und die homerischen Gestalten und Landschaften sind in stimmungsvollster Weise von den Königsberger Meistern Hendek, Schmidt und Reide zum Ausdruck gebracht worden. Von besonderer Wirkung ist das Gemälde, das uns Odysseus' kraftvolle Gestalt im Angesichte der heimatlichen Flur zeigt. Das Nebelgewölk zerrißt auf Athenes Geheiß und das langersehnte Gefilde liegt ausgebreitet vor dem erschauernden Helden.² Keinen besseren Vorwurf hätte man für den Schmuck der humanistischen Bildungsanstalt wählen können, als Verkörperungen der ewig schönen Gebilde Homers.

Unstreitig eine der bedeutendsten Sehenswürdigkeiten, die nur von einer zweiten natürlichen Anlage übertroffen wird, bildet der Insterburger Stadtpark. Vor einem Jahrzehnt noch den Interessen der ehrsamten Schützengilde dienend,³ ist er jetzt Allgemeinut des Publicums geworden und für Insterburg etwa daselbe, was der Thiergarten für Berlin, der Prater für Wien, der Bürgerpark für Bremen ist. Der Stadtpark besteht in einem Thale, welches durch einen Teich, verschiedene Anhöhen und zahllose Promenaden von einer angenehmen Mannigfaltigkeit ist und im Sommer von den Einwohnern der Stadt gerne benutzt wird. Keine Stadt in der ganzen Provinz hat eine derartige natürliche Anlage im Herzen des Ortes aufzuweisen, die neben gewisser Bequemlichkeit eine so reiche Abwechslung darbietet. Die harmonische Vereinigung von Berg und Thal, Wiese und Gewässer ist es, die auch hier ihren Reiz ausübt. An schönen Sommertagen wird der Naturfreund zwar durch Schaaren erholungsbedürftiger Lustwandler in seiner Andacht gestört. Des Abends aber, wenn der silberne Mond seine magischen Lichtreflexe spielen läßt, wenn aus des Teiches Wasser phantastische Nebelwirrsale emporsteigen, wenn im Flieder die Nachtigall ihre sehnüchtigen Klänge in die warme Sommerluft schmettert: dann wähnt der Fremde sich sicherlich anderswo als im „falken und klugen“ Norden. Während der Insterburger die Schönheit seines Stadtparkes ganz und gar anerkennt und dadurch ein gutes Verständnis für Naturschönheiten beweist, beachtet er eine Perle seiner nächsten Umgebung wenig. Es sind die sogenannten Schluchten, welche, im Osten der Stadt gelegen, dem Gute Lenkeninken zugehörig sind. Wer einmal diese ent-

¹ Justizrath Horn aus Insterburg ließ — soweit mir bekannt — zum erstenmale den Schmuck der lutherischen Kirche auf photographischem Wege vervielfältigen. Ueberhaupt hat sich genannter Herr um Ostpreußen im Allgemeinen, um Insterburg im Besonderen hoch verdient gemacht. Ich verweise an dieser Stelle ausdrücklich auf die „Culturbilder aus Ostpreußen“ (Königsberg 1890), welche frisch und anmuthig geschrieben sind.

² „Τοῦτο δὲ Νηριότων ἐστὶν ὄρος κατακλιμένον ὄλη.“
 Ὡς εἶπονθα θεὰ σέβδας ἤερα, εἶσατο δὲ χθών.
 γήθησέν τ' ἄρ' ἔπειτα πολὺτις δῖος Ὀδυσσεύς
 γαίρων ἢ γαίῃ, κῶσε δὲ ζεῖδαρον ἄρουραν.

(Hom. Od. XIII. 351 u. f. f.)

³ Die Schützengeste, wie sie sich in Ostpreußen in den kleineren Städten (Darklunen, Gumbinnen, Wartenstein u. s. w.) noch erhalten haben, nahmen in Insterburg während ihres Bestehens das Interesse der ganzen Stadtbevölkerung in Anspruch. Mit ihnen ist ein gutes Stück mittelalterlicher Sitte gewichen, um modernem Leben Platz zu machen.

zückende Landschaft durchreist und sich ganz dem Genuße derselben hingeeben hat, der vergißt sicherlich nicht mehr das Bild, das sich hier ihm dargeboten. Man könnte das Lenkeninßer Schluchtengebiet mit seinen dicht bewachsenen Kluppen, seinen bunten Wiesen und pittoresken Weidenalleen, den freien Durchblicken auf das üppige Flußthal classisch schön nennen.

Jenseits der Tilsit-Insterburger Eisenbahn liegt in einem Haine ein hoher Grabhügel in Gestalt einer Pyramide. Hier am Fuße hochragender Fichten, läßt sich's gut träumen, inmitten der gesegneten Landschaft. Zu unseren Füßen murmelt die klare Angerapp zwischen Weidengestrüpp. Jenseits aber breitet sich das weite, wellige Flußthal aus mit seinen lachenden Feldern. Es ist historischer Boden, auf dem wir uns befinden, und phantasiebegabten Menschenkindern wird es nicht schwer fallen, diese Stätten mit jenen Gestalten zu bevölkern, die dereinst hier gekämpft für die edelsten Güter der Menschheit. Wer wollte es leugnen, daß gewaltiger Zauber auf solchem Erdenflecke liegt?

Hier, wo letzte Marken ragen
Deutscher Sitte, deutschen Schwerts,
Höher macht das Herz uns schlagen
Voll Empfindung deutschen Werths.

Ach, Ihr wißt's nicht, dort am Rheine,
Wo die Rebe lustig blüht
Oder wo der Wettersteine
Firnes Eis im Abend glüht!

Nings, was Eurem Aug' erreichbar,
Grüßt Euch wieder deutschen Blicks!
Euer Heim ist nicht vergleichbar
Dieser Mark voll Streitgeschicks.

Dort ragt weit empor über das gesegnete Flußthal die alte Insterburg, jetzt umgeben von einem Kranze idyllischer Häuserreihen. Der wetterergraute Peinthurm erhebt sich wie ein Riese aus dem Häusercomplex, gleichsam als hielte er Ausschau wie in früherer Zeit, als die Zugbrücke zu seinen Füßen niederrasselte, um Schaaren kampfesühner Ritter hinauszulassen, als die Wälder wiederhallten von dem Getöse der Streitenden. Könnte er erzählen, was sich im Laufe der Jahrhunderte in seiner Nähe zugetragen!

Westlich liegt die alte Georgenburg, die sagenumwobene, an den Ufern der Inster, inmitten des herrlichsten Grüns. Unzählige Sagen erben sich unter den Bewohnern der Gegend fort über die Beziehungen der beiden Burgen, die in früherer Zeit durch einen unterirdischen Gang verbunden gewesen sein sollen.

Auf die Geschichte dieser Burgen des Insterthales näher einzugehen, ist nicht Sache dieser Zeilen. Nach allen Richtungen hin ist der Boden des Mittelalters durchwühlt von emsigen Schatzgräbern, welche die herrlichsten Ergebnisse an das Tageslicht gefördert zum Besten der Menschheit und ihrer culturellen Entwicklung. Deshalb ist es immerhin bemerkenswerth, daß die ehernen Zeugen von Preußens Vergangenheit, die Burgen der Thäler, in denen wir uns befinden, einen Geschichtschreiber noch nicht gefunden haben. Und doch, welche Fülle rohen Materials bietet sich dem emsig Suchenden auch hier dar. Ja, der Zauber der Vergangenheit, die Erinnerung an die Thaten der Alvordern sind es, die uns das Land so schön, so ehrwürdig erscheinen lassen, und wo der Abglanz vergangener Zeiten und die hoffnungsfühne Gegenwart in Harmonie miteinander verschmelzen, da entsteht ein Bild, gar wunderbar geeignet, das Menschenherz zu begeistern zu köstlichem Vertrauen auf die Zukunft.

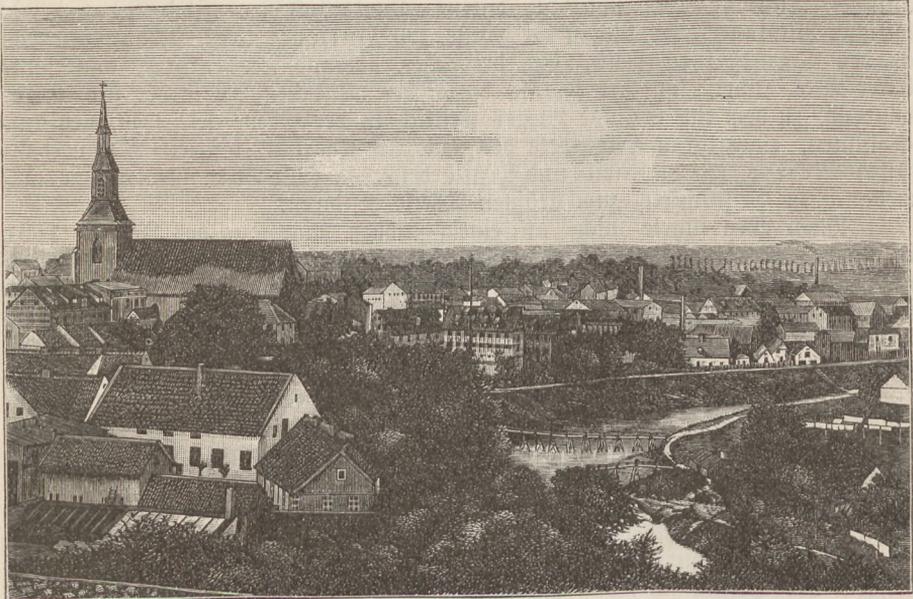
Aleine Reise von Kharput nach Diarbekir und mein Aufenthalt dortselbst.

Von D. Butyka, kais. ottomanischem Bataillonsarzt a. D.

Die Stadt Kharput — der Hauptsitz des Protestantismus in Türkisch-Armenien — liegt, der Länge nach, auf einem in westöstlicher Richtung, vier Stunden Weges südlich vom linken Ufer des Muradflusses (des südlichen Quellflusses des Euphrat) streichenden Höhenzuge, welcher die Ebene von Kharput nordwärts abschließt. Von demselben setzen sich Ausläufer in westlicher und östlicher Richtung fort und auf diesen erstreckt sich die Stadt abwärts, in östlicher Richtung sogar bis in die Ebene, wo Hussenik liegt, sich anschließend an den Vorort Sjinamud. Ein dreifacher, überaus frequentirter, auch fahrbarer Weg führt, an der Flanke eines der westlichen Ausläufer sich hinabwindend, zu dem eine Stunde Weges westlich in der Ebene gelegenen, neu aufgeblühten, eigentlichen Hauptort des Vilajets Kharput (officiell Memuret-ul-Usis) Mesere, wo die Civil- und Militärbehörden (mit Ausnahme der mohammedanischen Geistlichkeit) zum größten Theile residiren.

Mein Weg führte mich an einem schönen Märztag des Jahres 1881 in einer zwischen diesen westlichen und östlichen Ausläufern gelegenen, schluchtartigen Terrainvertiefung, geradeaus in südlicher Richtung, den hier etwas steilen Bergabhang hinab in die wenig bewässerte, ebenfalls von Westen nach Osten sich erstreckende Ebene, welche ich — keines der zahlreichen Dörfer berührend — in südöstlicher Richtung in ungefähr zwei Stunden durchquerte. Am Fuße der die Kharputer Ebene im Süden begrenzenden, hier nicht sehr hohen, aber ziemlich steilen Bergkette (deren Paß, welcher zum See Göldschük und zu dem dort gelegenen Khan hinabführt und besonders im Winter schwer zu passiren ist, Dewe-hojun, d. i. Kameelnacken, heißt) hielt ich in einem schönbeschatteten, wohlbewässerten Dorfe neben dem Ortsbrunnen Rast. Dort erwartete mich der Apotheker unseres Bataillons, mit welchem ich den folgenden Weg gemeinsam zurücklegte. Unsere erste Nachtstation war nach Uebersteigen des Berges im Khan am Göldschüksee; die zweite in der Stadt Maden. Der Weg vom Khan windet sich in mehr ebenem, nicht zu sehr coupirtem Terrain an den Ufern des westlichen Quellflüßchens des Tigris, welches man öfters auf Brücken überschreiten muß. Die Straße ist ziemlich gut gebaut und auch für Fourgons (gedeckte Wagen der Tscherkessen) fahrbar; manche der Brücken aber, besonders jenseits Maden, sind eingefallen. Des Flüßchens klares Wasser, die üppig grüne Vegetation in seiner Umgebung, erfrischt einen ordentlich nach dem stagnanten oder künstlich geleiteten Gewässer der Kharputer Ebene. Rechts vom Wege giebt es noch einige Khane und Mühlen; dann kommt links die in nordöstlicher Richtung aufsteigende Wegabzweigung von der Kharput-Diarbekirerstraße über eine Hochebene nach Balu. Hierauf erreicht man in einem angenehm schattigen, kühlen Défilé auf breiter Straße die Stadt Maden, welche zwischen zwei einander zugekehrten Berggründen eine halbe Stunde Weges weiter oben, von den feichten Ufern des Flüßchens angefangen bis ziemlich hoch hinauf liegt. Sie zählt über 10.000 zumeist griechische, armenische und kurdische Einwohner und ist der Hauptort des zum Diarbekirer Vilajet gehörigen Sandschaks Arghana-Maden. Dieselbe hat keine merkwürdigen Gebäude: Moscheen, Bäder und Khane. In einem der letzteren, einem ganz einfachen, stockhohen, aus Roth-

ziegeln gebauten, ungetünchten Gebäude mit papierenen Fenstern, übernachteten wir, nachdem für ein landläufiges Abendmahl gesorgt war.¹ Von Maden aus ging es wieder entlang den felsigen Ufern des Tigrisquellflüßchens bergab und dann in weiten Serpentinien daselbe öfters überschreitend, Bergrücken hinauf und hinab, gegen Süden nach der am Felsengelände zwei Stunden von Maden gelegenen Stadt Arghana. Der muslimanische Wallfahrtsort und das armenische Kloster letzteren Ortes sind sechs bis acht Stunden Weges weit nach Süden auf der Ebene von Diarbekir sichtbar. Letztere ist reich an gutem schwarzen Humusboden, zeigt bloß einzelne Hügel und hierher geschleuderte Felsblöcke und erstreckt sich vom rechten Tigrisufer drei bis vier Stunden weit



Ansicht der Stadt Insterburg. (Zu S. 147.)

(Nach einer Photographie aus dem Atelier von Frau Joh. Liedtke in Insterburg.)

nach Westen, vom Felsgelände Arghanas bis zum Kharadja-dagh (welcher Gebirgszug vier Stunden entfernt südlich von Diarbekir liegt) acht bis zehn Stunden nach Süden. Gleich unterhalb Arghana, wo sich der Weg von den Hügeln herabwindet, liegt rechts vom Wege ein Khan; dann weiter südlich links ein aus armeligen Steinhausen bestehendes Dorf; endlich kommt zwei Stunden Weges nördlich von Diarbekir eine etwas größere, steinerne, wohl-

¹ Ueber Maden muß ich beiläufig bemerken, was übrigens in allen Reiseberichten und Reisewerken zu lesen ist, daß es eine der ergiebigsten Kupferminen Kleinasiens ist. Das Kupfer liegt ganz nahe der Erdoberfläche und seine leichte Gewinnung giebt oder gab mehreren Hundert zumeist griechischen Arbeitern Lebensunterhalt. Ein Herr Fischbach, ein Deutscher, war eine zeitlang Director dieser sogenannten Bergwerke, in welchen das Kupfer nicht einmal gereinigt wird; dieser Proceß wird vielmehr erst in Diarbekir durch sogenannte Hochöfen vollzogen. Das Kupfer von Maden wird zum geringsten Theile in Diarbekir, zum größten Theile in Tokat verarbeitet. Man könnte viel daran gewinnen, wenn man es nur billiger bis zu einem Seehafen transportiren könnte.

erhaltene Brücke, auf welcher der auch hier nicht sehr breite, noch immer seichte, aber dennoch einzelne Untiefen aufweisende Quellfluß des Tigris das letztemal überschritten wird, da er von hier aus seinen Lauf direct nach Osten nimmt, um sich unweit mit einem anderen von Norden kommenden Quellfluß zu vereinigen. Es bleibt noch ein armseligster Steinhaufen (vulgo Dorf) in dieser wasserlosen Ebene, wo man sich mit einem Trunke aus Pfützen begnügen muß, zu unjerer Linken, unweit welchem wir, wegen der Furcht der Katorbschis (Saumthiertreiber), daß ihre Thiere in der Stadt zu Frohndienst gepreßt werden könnten, auf offenem Felde übernachteten. Den anderen Tag früh morgens näherten wir uns in sanftem Abstieg, auf schönen breitem, am rechten



Partie aus dem Stadtpark in Insterburg. (Zu S. 149.)

(Nach einer Photographie aus dem Atelier von Frau Joh. Pledtke in Insterburg.)

hügelig-felsigen Ufer des von hier aus manchmal sichtbaren, direct von Norden nach Süden strömenden Tigris gelegenen Chausséewege der Stadt Diarbekir. Vorbei ging's an einer links vom Wege hochpostirten Türbe (Mausoleum), zwischen dem links und rechts vom Wege gelegenen Militärspital und Gouvernementsgebäude (beide ziemlich gut und geräumig gebaut, aber in verwahrlostem Zustande) hindurch, dann vorüber an dem zumeist links und rechts sich weit und breit erstreckenden mohammedanischen Gottesacker, bis zum nördlichen Thore der Stadt.

Der in der Nähe der Stadt von großen Bogen getragene, noch sehr gut erhaltene Aquäduct, welcher das Hamrawathwasser aus drei- bis vierstündiger Entfernung vom Fuße des Aharadschaberges in die Stadt leitet, bleibt rechts und mündet zwischen dem erwähnten Bergthor und dem römischen Thore in die Mauern der Stadt. Diese ganz mittelalterlichen, hohen, geschwärzten Umfassungsmauern, mit einer Unmasse von Thürmen (87), bilden eine Merkwürdigkeit Diarbekirs.

Sie ziehen in westlicher Richtung in die Ebene, kehren in südöstlicher Richtung zum Flusse zurück, dem parallel laufend sie sich wieder schließen.

Das sogenannte Bergthor (Dagh-kapu, Bab-el-Dschebel hörte ich es nie nennen, da doch das arabische Element in Diarbekir nicht so sehr vorwiegt, wie z. B. in Mardin) zeigt sowol in der Front als an den Wänden der seitlich vorspringenden großen Thürme mehrere eingemauerte lateinische und griechische Inschriften (eine vom oströmischen Kaiser Valentinian), sowie unmittelbar oberhalb des Thores hängende ungeheure Kanonenkugeln, angeblich aus der letzten Belagerung herkommend. Nachdem wir dasselbe passiert hatten, befanden wir uns sogleich in einer der Hauptverkehrsadern der Stadt, welche im Anfange von einigen ziemlich hohen Bäumen beschattet, durch stockhohe Häuser umrandet, quer durch dieselbe von Nordwesten nach Südosten zum Mardinertthore führt. Die hohe, kühle, aus Stein gut und fest gebaute Markthalle (Bazar, wo aber keine Gewaaren feilgeboten werden, sondern zumeist europäische Kurz- sowie einheimische Goldarbeiterwaaren) bleibt unweit des Bergthores links von diesem Wege, während der um dieselbe gelegene weitläufige Markt (Tscharschie) durch erwähnten Weg fast der Länge nach geschnitten wird. Hier werden in verschiedenen dürrig gedeckten Gängen die verschiedensten Sorten von englischen gedruckten Cottonaden (jetzt ein Hauptconsumartikel des Orients), sowie amerikanische Baumwollstoffe in eigener Abtheilung (Besestan), dann einheimische Seiden- und Baumwollstoffe, einheimische Rohseide in Strähnen und Cocons verkauft. Wie überall im Osten so hat auch hier auf diesem Markte — welcher besonders an den wöchentlichen Markttagen sehr belebt ist, so daß man im dichten Gedränge kaum passiren kann — jedes Handwerk seinen eigenen Platz oder Gang; so z. B. die Kesselschmiede, deren unaufhörliches Gehämmer, sowie das Getlemper der Spengler von weitem schon daran gemahnt, welcher Zunft man sich nähert, die Schuhmacher (Yemenidschi), Schneider, die Gemischtwaarenhändler (Greisler, Bakal) und Gewürzkrämer (Ahtar), alle haben ihre eigene Zeile oder ihren Platz, wo sie beisammen zu treffen sind. Nach Durchschneidung des Marktes endigt der Weg, wie oben erwähnt, wieder zwischen eben solchen Häuserreihen am Mardinertthore (Mardin-kapu).

Wir quartirten uns am Anfange dieser Straße, bevor sie noch in den Markt einmündet, in einem wohlbeschattet gelegenen, aus Stein gebauten, im ersten Stocke Arkaden aufweisenden, großen, kühlen Khane — einem der größten der Stadt — ein und Jeder von uns folgte seinen individuellen Neigungen. Ich, da es gerade Sonntag war, wollte die ihres Baues wegen gerühmte, in einer Seitengasse des zum Mardinertthore führenden Weges gelegene protestantische Kirche und deren Pastor besuchen. Vom Aufsuchen unseres Bataillons, welches mit mehreren anderen vor dem Bergthor, zwischen dem Gouvernementsgebäude und den Stadtmauern und diesseits des Aquäduces unter Zelten campirte, wurde für diesen Tag wenigstens abgesehen. Ich ließ mich durch eine Unmasse von Kreuz- und Quergäßchen zur Kirche geleiten und fand das innere eines ziemlich geräumigen, mit steinernen Fliesen bepflasterten Hofes stehende hohe, kuppelartige Gebäude von außen anscheinlich; ins Innere konnte ich vorläufig nicht gelangen, da kein Gottesdienst abgehalten wurde. Rev. B., der Erbauer der Kirche, zumeist mit englischem Gelde, war sammt Familie von Diarbekir abwesend und Badweli (Reverend) Agop, der eigentliche Seelsorger der Diarbekirer zumeist armenisch-protestantischen Gemeinde, lag an einem Typhus schwer erkrankt darnieder. Ich besuchte letzteren und fand ihn ganz den Regeln der ärztlichen Kunst gemäß behandelt.

An einem der nächsten Tage bezogen wir eines der vielen leerstehenden Zimmer des Militärspitales, welches damals eine ziemliche Anzahl Typhus- und Dysenteriekranker nicht nur unseres, sondern aller in Diarbekir stationirten Bataillone und Regimenter beherbergte. Kurios an der Sache war, daß von denjenigen Soldaten, welche in der Stadt in Khane einquartirt waren (eine ordentliche Kaserne giebt es in ganz Diarbekir nicht) die wenigsten erkrankten; die meisten Patienten kamen uns aus den auf den nassen Wiesengründen vor der Stadt befindlichen Zeltlagern, und was am meisten zum verwundern war, aus der im Spital selbst befindlichen Wach- und Bedienungsmannschaft, von welcher manche Soldaten auf dem Posten selbst erkrankten und in die Krankensäle hinauf transportirt werden mußten. Diese Säle, hoch, geräumig und lustig, waren unter den schadhafsten Dielen seit Jahrzehnten nicht gereinigt, wie überhaupt das Spital jahrelang unbewohnt gewesen und auch jetzt Wasch- und Kochküche, Apotheke, Badhaus, mit einem Worte der ganze hintere Tract im verfallenen Zustande unbenuzt dastand. Der Spitalshof war mit Gras und wildem Geftrüpp dicht bewachsen und der soi-disant-Garten an der nordwestlichen Seite ganz verwildert. Zwischen der Stadt und dem Spital dehnten sich Gerstenfelder und das vorerwähnte große Gräberfeld, wo die mohamedanischen Leichen wie gewöhnlich nur sehr oberflächlich eingeschart lagen, aus. Die große Erkrankungs- und später Sterblichkeitsziffer unter unseren Soldaten wurde von uns Aerzten zumeist der Nähe dieser Gräberfelder zugeschrieben; später kam ich darauf, dieselbe den Emanationen verweste pflanzlicher Theile zuzuschreiben, da jeden Abend regelmäßig ein Wind von der Stadt her strich, welcher einen unaussprechlich widerlich-süßlichen Geruch mitbrachte. Derselbe Geruch frapirte mein Organ nach Jahren in Wien im botanischen Garten, wo die Pflanzen zu dicht nebeneinander wachsen und ihre Abfälle nicht jeden Tag weggeräumt wurden. Unser Major war äußerst ungehalten darüber, daß wir — seiner Ansicht nach — nicht einmal ein einfaches Abführen (das indes durch die stärksten Mittel — wahrscheinlich wegen der unpassenden Diät und des schlechten Wassers — nicht stillbar war = diarrhée colliquative der Franzosen) curiren konnten, was uns auch in der That nicht gelang, so daß uns, sowie auch den übrigen Bataillonen sehr viele Leute daran zugrunde gingen. Gottlob, daß die überzähligen Bataillone in Wälder abmarschirten und für unser Bataillon in einem in der zum Mardiner Thore führenden Straße gelegenen Khane der Platz frei wurde, sonst wären noch mehrere unserer Soldaten zum Opfer gefallen. Bevor der Major das Zeltlager abbrechen ließ und in die Stadt hineinzog, nahm er Zuflucht zu gewissen herumwandernden Dervischen, welche in einer ausgehöhlten, mit Glasfensterlein versehenen Kürbischale zahme Schlangen und Skorpione der kleineren Sorte mit sich herumführten und allerlei Gauklereien mit diesen Thieren verübten; er ließ von denselben ein durch einen Koranpruch geheiligtes und durch zerstoßene Skorpione unfehlbar gemachtes Getränk bereiten, von welchem sämmtliche Soldaten unseres Bataillons ohne Ausnahme trinken mußten, damit sie gegen den gefürchteten Skorpionenstich gefeit seien. Derselbe hat aber in Diarbekir nichts an sich und ist sehr leicht mittelst ein wenig Salmiatgeist und Unterbinden des gestochenen Gliedes zu heilen. So vorsorglich war unser Major. Das Spital wurde auch gänzlich evacuirt und nach unserem Rapport in die Stadt verlegt, wo es auch wirklich viel besser ging, so daß der Krankenstand zur normalen Zahl herabgedrückt wurde. Indes Jeder, der nach Diarbekir kommt — wenn er sich nicht sehr in Acht nimmt und unter besonders günstigen hygienischen Verhältnissen,

in einem der prächtigen palastartigen Häuser wohnt — muß unbedingt seinen Tribut beim Klimawechsel früher oder später entrichten. Ich zog noch vor Demenagierung des Spitalcs, wohin ich nachher jeden Tag hinausreiten mußte, wozu mir mein kleines aus Kharput mitgebrachtes Pferdchen diente, da das einfache Gehen unanständig gewesen wäre, in die Stadt hinein, aber gerade in ein enges, neben einem der kleinen Marktplätze, welcher jeden Abend mit Obst- und Gemüseabfällen bedeckt war, gelegenes Gäßchen, in das Stübchen eines kleinen stockhohen Hauses, das einem chaldäisch-syrischen Christen gehörte. Dort hielt ich es nicht lange aus und miethete mir in einem ganz entgegengesetzt gelegenen Theile der Stadt, unweit der mit Blei gedeckten Mosee (Kurschunlidschamie) ein ganzes Haus, worin ich mich auf türkisch-arabische Art in etwas häuslich einrichtete. Ich hatte ein Gassen- und ein Hofzimmer, eine Küche in nächster Nähe des unaussprechlichen Ortes (wie es in Diarbekir leider Sitte). Das Gassenzimmer wurde zum Empfang (natürlich ohne Stühle und Tische, bloß mit Teppichen und Pölkstern) eingerichtet; das Hofzimmer halb zum Schlaf- und zur Hälfte als Speisezimmer benutzt. Später konnte man es aber, besonders am Abend, in den Stuben nicht mehr aushalten und ich übernachtete in einem Zelt auf dem Dache, was dort sehr gewöhnlich ist. Eine Köchin zu billigem Monatspreise war bald gemiethet und mit der guten einheimischen, obwohl etwas fetten Kost, vorlieb genommen. Leider fügte ich mich nicht den klimatischen Verhältnissen, besonders was Kleidung betrifft, und erkrankte an einem hartnäckigen remittirenden Fieber, von welchem ich trotz monatelanger Pflege nicht gesunden konnte. Diarbekir ist par excellence die Stadt der langwierigen remittirenden und der höchst gefährlichen Wechselfieber, gegen welche man einfach mit Chinin nicht aufkommt. Aus dem geringfügigsten Anlasse bekam ich mein schleichendes Fieber zurück und wurde hierdurch sehr entkräftet. Mein Colleague, der aus Bayern stammende Cavalleriearzt W., der sich bei Militär und Civil durch seine Umsicht und Gesetzeskunde in Ansehen gesetzt hatte, benahm sich damals und auch später, während seines ganzen Aufenthaltes in Diarbekir, sehr zuvorkommend und freundschaftlich mir gegenüber. Er hatte die Adoptivtochter des damaligen Directors des internationalen Post- und Telegraphenbureaus, des sehr gebildeten und talentirten Monsieur P., kurz vor meiner Ankunft geheiratet und befand sich mit seinen Schwiegereltern in einer Sommerwohnung vor dem sogenannten griechischen oder besser römischen Thor (Kumkapu), welches vom Aquäduce südlich dort liegt, wo die von Aleppo und Alexandrette kommende Straße einmündet. In dem Garten ihrer Villegiatur empfingen mich die beiden Hausherrn (natürlich vor meiner Erkrankung) und traktirten mich vor dem Abendessen mit dem üblichen Kaki (Branntwein) sammt dem zugehörigen Mese (saure Sachen), wobei eine rege Conversation geführt wurde. Die beiden Damen des Hauses bekam ich später zu sehen und die Schwiegermutter des Collegen W., eine katholische Araberin aus Bagdad, war so freundlich, mich in der Gesindestube mit einem kleinen Concert — Gesang begleitet mit dem Schlagin einer aus Thon geformten Tambura — zu regaliren. Bei späteren Besuchen in der Stadt bemerkte ich, wie die ältere Dame immer auf hohen Holzandalen, der gefürchteten Skorpione wegen, herumklapperte. Diese Vorsicht wäre übrigens bloß von Seiten des weiblichen, in der Küche beschäftigten Dienstpersonales angezeigt gewesen, da dasselbe sich mehr unter Schutt und Abfall, dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte der Skorpione, bewegte.

So verging der Sommer des Jahres 1881. In diese Zeit fiel die Ankunft und der kurze Aufenthalt meines Landsmannes und Collegen L., welcher von

der persischen Grenze, aus Sferaj, mit seinem Bataillon ankam. Derselbe hatte vor mir in Diarbekir durch längere Zeit residirt und sich daselbst durch seine Solidität, Bescheidenheit, sowie Sparsamkeit (eine im Oriente sehr geschätzte Tugend, welche man aber leider bei den sich daselbst aufhaltenden Europäern äußerst selten antrifft) einen sehr guten Namen erworben. Er verließ uns bald und marschirte im Nachzuge seines Bataillons nach Adiaman (Hüfsni-Manssur), welche kleinere Stadt wegen ihrer Skorpione und ihres heißen Klimas noch weit berühmter ist wie Diarbekir. Kurz vor meiner Ankunft war der frühere Generalstabschef unseres 4. Armeecorps — zuletzt in der Eigenschaft eines Cavallerieregiments-Commandanten hierher versetzt — Iskender Bey (Fritsch Gustav) mit Mamen, an Typhus gestorben. Ich hatte in ihm früher, im Jahre 1879, in Ersinghian (dem Hauptquartiere unseres Armeecorps) einen nahe befreundeten engeren Landsmann, sowie einen Wittkämpfer im ungarischen Freiheitskriege kennen gelernt. Derselbe wurde auf Anordnung des damaligen englischen Viceconsuls Mr. Barnham, der an die Stelle des früheren Generalconsuls für ganz Kurdistan, Major Trotter, kam, mit in Diarbekir außergewöhnlichem Pomp begraben, wozu auch die türkische Militärbehörde redlich ihr Scherflein beisteuerte. Sein Grab, mit einer einfachen Steinplatte versehen, liegt an einem kleinen Abhange rechts vom Wege vor dem Mardinertthore, woselbst die in Diarbekir verstorbenen fremden Europäer und Amerikaner, Missionäre u. s. w. begraben werden. Gegenüber diesem Abhange, an der entgegengesetzten Seite des Baches, dessen Wasser nach Osten dem Tigris zufließt, liegen einige verwilderte Rosengärten, woselbst unser Major später das ganze Bataillon, Officiere, sowie Mannschaft, gelegentlich eines mohammedanischen Festes, mit Kusu (d. h. gebratenem Lamm mit Reis gefüllt) und Helwa (eine Mehlspeise aus Honig, Zucker und Mehl) traktirte, wobei die trotz aller Befehle beibehaltene Bataillonsmusik ihre langsamen türkischen Weisen, sowie auch einige europäische Piècen, z. B. aus „Madame Angot“, ziemlich schlecht executirte.

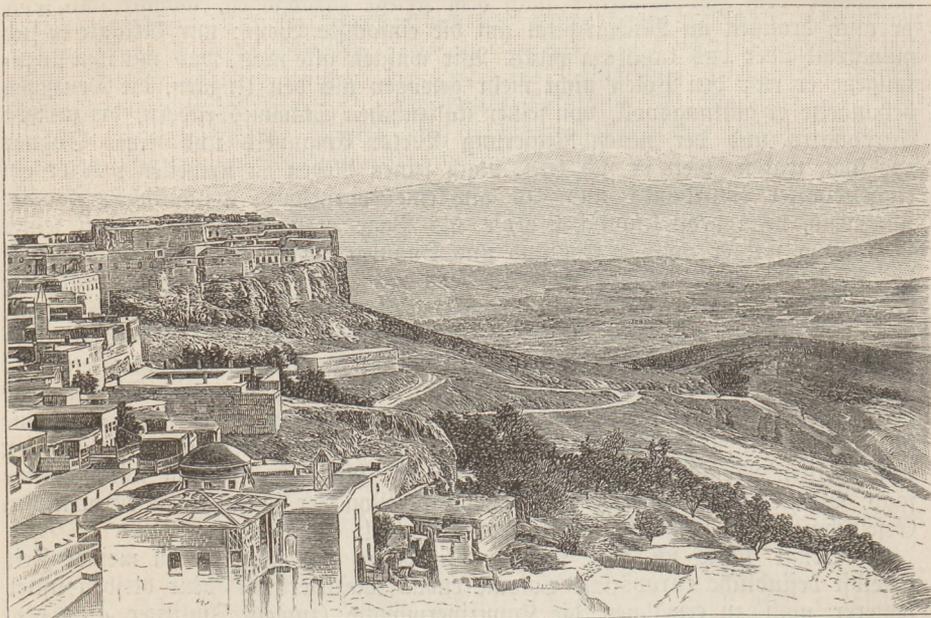
Zum Mardinertthore hinaustretend, steht man auf der guten Straße nach Mardin, während ein kurzer Weg durch die Gärten, zwischen Stadtmauern und Fluß zur Tigrisfurt führt. Die Straße nach Mardin zieht vom Thore aus gerade nach Süden und abwärts wieder zwischen Gärten und Pflanzungen bis an das hier etwas höhere rechte Ufer des Flusses, wo derselbe schon viel breiter und tiefer und auch im Hochsommer nicht mehr passirbar ist. Daselbst werden die Kelleks (Lattenslöße auf aufgeblasenen Ziegenhäuten) zusammengestellt, auf welchen man nach Mossul und weiter bis nach Bagdad fährt. Diese Straße führt dann unweit dem rechtsseitigen, hier nicht sehr hohen Ufer des Tigris (das linksseitige wird hier schon näher am Flusse hügelig) zur steinernen, wohl erhaltenen großen Brücke, über welche man bei Hochwasser überhaupt passiren muß, wenn man nach Transtigitanien gelangen will. Die Straße zieht weiter geradeaus nach Süden, links vom Flusse, rechts von hügeligen Abhängen begrenzt, letztere sind mit Landhäusern, die zerstreut inmitten von Gärten liegen, besetzt; die Straße folgt der östlichen Biegung des Flusses bis zum nächsten Dorfe und wahrscheinlich noch weiter. Dieser letztere Weg war mein Lieblings-spaziergang, wo ich fast jede Woche ein paarmal fürbaß ging oder auf muthigem Rosse hinausritt, indem ich den nach Mardin abreisenden amerikanischen Missionären und anderen eine Strecke Weges, wie es hier Landesitte, das Geleite gab. Das früher erwähnte Wasserthor benutzte ich nicht oft, besonders nur, wenn ich nach Kutturbul oder nach einem anderen im transtigitanischen baumlosen Hügellande gelegenen Dorfe hinüberreiten wollte. Der wohlgepflasterte,

gegen die Abhänge zu mit Steinrampen versehene Weg führt auch aus diesem Thore in ziemlichen Windungen zu den Gärten und durch dieselben zu den sandigen Ufern des Tigris hinab und mündet mit dem vom Mardinertthore kommenden zusammen. Wenn schon die Partie der hohen Zwingmauern vom südöstlichen Winkel bis zum Wasserthore sich majestätisch genug in ihrer düsteren Erhabenheit ausnimmt, so ist der Abschnitt vom Wasserthore bis zum nordöstlichen Winkel, hoch oben am Felsrande thronend, imponant, ja großartig zu nennen; besonders wo die innere Burg (Zitich-kaleh) und darin das Sjervailgebäude (bei meiner Ankunft als Post- und Telegraphenamnt benutzt, später aber wieder zu Ehren gelangt) dieselben abschließt. Weiter westlich vom erwähnten nordöstlichen Winkel der Stadtmauern plante man noch viel später eine öffentliche Gartenanlage. Dieser Plan war dem damaligen Gouverneur (Wali), der als Gesandter sich in Wien aufgehalten und hier einige deutsche Brocken aufgeklaut hatte, sehr ans Herz gewachsen; nur wurde das Ding nicht sachgemäß und auch ohne Vorbedacht, obzwar mit Hilfe des bayerischen Staatsangehörigen, Wilajetoberingenieurs Herrn S., auf echt orientalische Art angepackt und ausgeführt. Junge Fichten, Föhren und Tannen, sowie Nasen wurden auf dem steinigem Boden von weit hertransportirt, verpflanzt, dabei für die nothwendige Verieselung und Beschattung nicht gesorgt, so daß der ganze schön ausgezirkelte und wirklich, was die Fernsicht den Tigrislauf hinauf und auf die hügelige Gegend über den Fluß hinüber betrifft, prachtwoll angelegte Garten, im Laufe von einigen Monaten ein Fiasco war. So mußten die je nach ihrer Religion in gefärbte oder weiße Tücher wohlvermummten Frauen Diarbekirs, besonders die Christinnen (die Mohammedanerinnen besseren Standes hielten es nicht für anständig, dies zu thun), des Abends sich mit dem Hinausströmen vor dem Berg-, Römischen- oder Mardinertthore begnügen. Herr S., der oben erwähnte Ingenieur, eine wahre Hünnegestalt mit einem zierlichen schwarzgelockten Kopfe, war einer der originellsten Menschen, die ich je kennen lernte; voll von guten Absichten und alles am besten machen wollend, brachte er es nicht zuwege, jeine Straßen und besonders Brücken in brauchbarem Zustand zu halten. Er miethete um ein für Diarbekir theures Geld das Gebäude der amerikanischen Missionäre, welche dasselbe vor Jahren, da sie sich in Diarbekir ansiedeln wollten, um theures Geld hatten aufführen lassen und in welchem bis dahin die englischen Consuln gehaust hatten; richtete sich im ersten Stock ganz europäisch ein, pflegte Blumen, buk sich Weißbrot, hatte eine vortreffliche Küche, alles à conto einer Baarzahlung aus dem Wilajetsresor, die er nie oder nur äußerst selten bekam. Er empfing Besuche und machte Gegenbesuche, besonders beim morosen, äußerst zurückgezogen lebenden russischen Generalconsul, Monsieur J., wo mit der Dame des Hauses, sowie mit ihrem Bruder Monsieur C., manchmal auch mit dem Subinspecteur der Tabakregie, Monsieur P., einem französischen armenischen Dandy, ziemlich hoch Karten gespielt wurden. Der russische Generalconsul, die erste Persönlichkeit unter den Fremden der Stadt, zog später in ein Landhaus vor dem Mardinert Thore, wo wir ihn auch des öfteren besuchten, besonders ein Monsieur P., ein aus Antiochien gebürtiger Levantiner, später auch bei der Tabakregie angestellt; derselbe gerirte sich eine Zeit lang, trotzdem er schon längst abgesetzt war, als Monsieur le Viceconsul de France. Es war das eine sehr gemischte sogenannte europäische Gesellschaft, von welcher die wenigsten gebürtige Europäer waren. Wir fremden Aerzte waren die letzten Ankömmlinge. Einer von uns, ein Italiener Dr. B., der schon vor Jahrzehnten zum Islam übergetreten war und den Namen Belî führte, wozu später wegen

seiner strengen Rechtlichkeit, wirklich noblen Diensteifers, sowie seines Ascetismus der Name Baba (Vater) hinzukam, wurde gleich einem Heiligen betrachtet und oft küßte man ihm die Hände auf der Straße, wenn er zu seinen Patienten eilte. Dr. Veli war auch durch und durch ein Original. Ich lernte ihn in Erzerum während der Umzingelung durch die Russen kennen, wo er im Hauptmilitärspital (Merkefs-Khaptakhane) damals noch als activer Militärarzt, in einem leeren, kahlen Zimmer, während der strengsten Kälte bloß in den Mantel eines Gemeinen gehüllt, wirklich ein ganz ascetisches Leben führte. Dabei aber war er gegen uns fremden Aerzte am zuvorkommendsten, was manchem von uns von Nutzen war, da er mit den Höchstcommandirenden auf gutem Fuße stand. In Erzerum hatte er auch eine gute Praxis. In Ersinghian, wohin wir uns mit sammt dem Hauptquartier nach dem Kriege zurückzogen, wohnte und lebte er auch draußen im Militärspital auf die einfachste Weise; nur beklagte er sich manchmal über das taedium vitae. Wir wußten alle nicht, was mit ihm anzufangen; er war den Polen nicht mehr gewogen als den Ungarn, die Deutschen behandelte er achtungsvoll, von seinen italienischen Stammesbrüdern, die zumeist Carbonaris und der neuen Regierung Victor Emanuels und seines Sohnes zugethan waren, hielt er sich fern. Nach seinen Reden zu urtheilen war er ein eingefleischter Bourbonist und als aus einer vornehmen sicilianischen Familie stammend, beim neapolitanischen Hofe als Page erzogen worden; nach seiner Erzählung soll er auch in England und Spanien gewesen sein, und zwar überall bei Hofe. Letzteres könnte wol der Fall gewesen sein, da er als ergrauter Witwer später nach seiner Pensionirung in Diarbekir auf Knall und Fall eine auf der Straße getroffene mohammedanische Dirne, nur weil sie der Königin Sjabella (wahrscheinlich wegen ihrer Corpulenz) so ähnlich sah, heiratete. Er wohnte auch in Diarbekir ganz entlegen, auf dem Wege nach dem Sjerail, war der Hausarzt aller bedeutenden Persönlichkeiten daselbst, sowie auch der Confarius bei allen gefährlich Erkrankten, nebstbei aber einer der wohlthätigsten und edelsten Menschen; seine Leidenschaft bis ins Alter war die Wildschweinjagd, welche dort überhaupt sehr beliebt ist. Von der sogenannten europäischen Gesellschaft, auch von uns, seinen Collegen, hielt er sich fern.

Somit hätte ich das Neußere Diarbekirs und auch die zu meiner Zeit daselbst befindliche europäische Colonie etwas charakterisirt. Nur bleiben unter letzterer noch zu erwähnen die Kapuzinermönche (zumeist Italiener aus dem Trentino, aus Calabrien u. s. w., auch einzelne Franzosen) und ihr Haus sammt Kirche. Diese liegen abseits von den Hauptverkehrsadern im südöstlichen Theile der Stadt. In ihrem Garten sind einige der Hauptpersönlichkeiten der Diarbekirer römisch-katholischen (=lateinischen) Gemeinde, unter anderen die erste Gemahlin des Dr. V. begraben. Ein stilles, einsames Haus mit stillen Insassen; kaum daß der zumeist in Mardin residirende Provinzial, ein überaus gebildeter feiner Herr, im Jahre einmal auf der Durchreise sich daselbst etwas längere Zeit aufhält. Meist befinden sich daselbst höchstens ein bis zwei Patres und ein Bruder, das geistlich-weltliche Leben der Diarbekirer kleinen lateinischen (d. h. römisch-katholischen, zum Unterschiede von der syrisch-, chaldäisch-, armenisch-katholischen) Gemeinde war nicht sehr rege und etwas im Stagniren begriffen, trotzdem man in letzterer Zeit auch einige französische Nonnen importirt hatte. Nur bei der Procession während des Frohnleichnamstages zeichneten sie sich aus, wobei Collega W. es sich nicht nehmen ließ, eine der Stangen des Baldachins zu tragen, da er eben in ihrer Kirche unter großem Pomp getraut wurde. Mit den verschiedenen christlich-religiösen Gemeinden, sammt ihren

spectiven Unter- und Oberseelsorgern sollte ich mich jetzt füglich beschäftigen; der Pastoren der protestantischen Gemeinde, die zumeist aus Armeniern gemischt mit wenig Syriern bestand, habe ich schon Erwähnung gethan. Die Diarbekirer protestantische Gemeinde war damals ein Zwitterding zwischen Anglicanismus (vertreten durch Reverend B., später englischen Viceconsul) und Presbyterianismus. Eine wirkliche winzige anglicanische Gemeinde war auch zum Spotte da, die allsonntäglich ihre vorgeschriebenen Riten durchmachte und deren Geistlicher, ein ganz harmloser Mann, vom anglicanischen Bischof in Jerusalem ordinirt worden. Ich glaube, daß die größte christliche Gemeinde die armenisch-orthodoxe war; diese hatte eine große Kirche in den westlichen Theilen der Stadt unweit

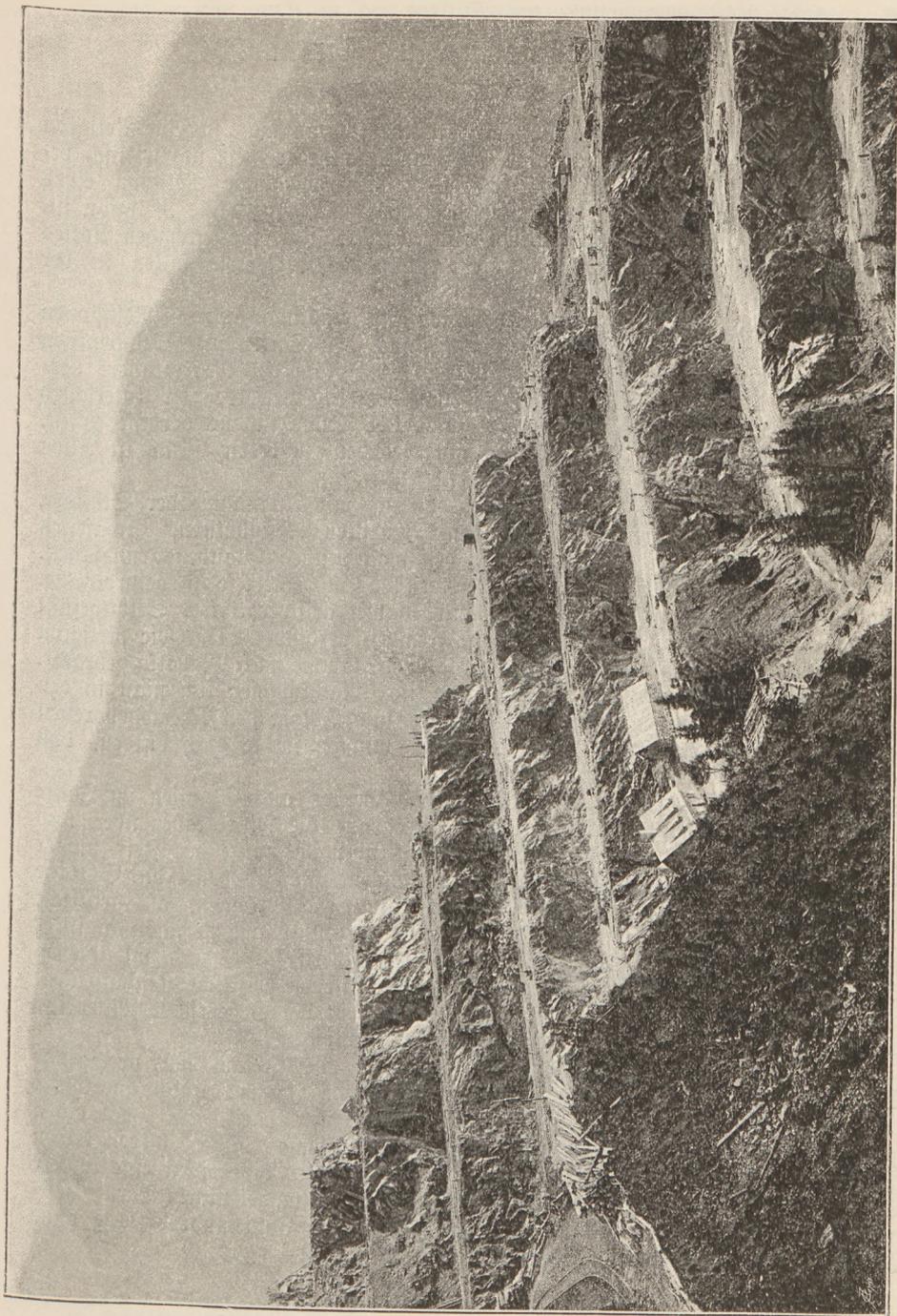


Blick auf Harput. (Zu S. 151.)

(Nach einer englischen Abbildung.)

Melik-Ahmet und später erbaute sie sich noch an Stelle einer eben abgebrannten eine andere, noch schöner und größer, in der Mitte der Stadt, deren aus Stein künstlich gebautes Campanile zum Aerger der Mohammedaner und zum Stolz der Armenier, bald so hoch in die Lüfte ragte, wie eines der vielen viereckigen Minarets der Moscheen. (In keiner anderen Stadt sah ich solch eckige hohe, fast vereinsamt dastehende Minarets.) Nach den Gregorianern kommen wol am meisten die katholischen Chaldäer (Kaldani Katolik) in Betracht, deren Hauptpatriarch sich Monsignor de Babylon nannte und gegen uns Fremde ebenfalls zuvorkommend war. Ihre Kirche mitsammt den bischöflichen und priesterlichen Wohnungen, rund um den mit Quadersteinen gepflasterten großen Hof gelegen, befand sich auch in der Mitte der Stadt; für gewöhnlich residirte daselbst ein Patriarch.

(Schluß folgt.)



Der Erzberg bei Eisenerz.
Aus „Die Erzbergbahn.“

Mohammedanismus in Marokko.

Von einem in Marokko lebenden Deutschen.

Man kann ein Volk nur dann ganz verstehen, wenn man in seine Religion einbringt, und dies kann nur derjenige vollkommen, welcher diese unparteiisch beurtheilt. Der Christ, ob Katholik, ob Protestant, wird die Religion eines anderen Volkes anders beurtheilen, als derjenige, der ganz ohne Religion ist. Ihn zwingt es nothwendig von vorneherein, die Religion eines fremden Volkes als falsch aufzufassen, er macht Vergleiche, und die Vergleiche fallen in der Regel zu Ungunsten des anderen aus.

Auch in der mohammedanischen Religion gilt, was man anderen Religionen nachsagt, daß sie sehr verschieden ist und je nach den Sitten und Bedürfnissen des Volkes sich herausgebildet hat. So ist der Islam des Marokkaners verschieden von dem des Türken, geschweige von dem des Persers. Der Unterschied ist ebenso groß, wie das Christenthum Frankreichs und Italiens verschieden ist, geschweige von dem der Protestanten und Griechen zu reden. Das ist Allen bekannt.

Von den vier, von allen Mohammedanern, mit Ausnahme der Schiiten, anerkannten, rechtmäßigen Schulen, den Hanefiten, Hanbaliten, Schafeiten und Malefiten huldigen die Marokkaner den malefischen Glaubensgrundsätzen.

Es giebt nun vielleicht kein zweites Volk, das mit einem so ausgesprochenen Unabhängigkeitsinn, wie die Araber, auch so viel aristokratisches Selbstgefühl und so viel Exklusivität gegenüber den Fremden verbindet. Und die Religion des Islam wurde doch lediglich durch arabische Stämme nach Marokko gebracht. Aber trotzdem die arabischen Krieger und ihre Nachkommen sich nicht in den Gedanken finden konnten, daß der Uebertritt zum Islam den Fremdgeborenen zu allen Rechten des echten Arabers erhebe, mußten sie es doch dulden, daß die Berber sich dieselben Rechte anmaßten.

Nach der Vertreibung der Araber und Berber aus Spanien im Jahre 1609 ging das Khalifat und Imamat direct auf die Marokkaner über und hat sich seitdem dort erhalten. Es hat sich aber im Laufe der Zeit immer mehr der religiösen Macht zu entkleiden verstanden, so daß heute die Sultane von Marokko mehr weltliche Herrscher genannt werden können, als geistliche Oberhäupter, denn die geistliche Oberherrschaft beruht so wie so schon in ihrer Natur, da die Sultane Schürfa (Plural von Scherif) sind und mit diesem Wort „Scherif, d. h. Abkömmling des Propheten“, ist die geistliche Beschaffenheit ohnedies immanent. Mit Vorliebe nennen sich jetzt die Beherrscher Marokkos Hakem el mummenin, d. h. Beherrscher der Gläubigen.

Döllinger¹ hat ganz Recht, wenn er sagt, „der Islam hat predigende Scheichs, der Koran vorlesende Kiatibs, vorlesende Imams und zum Gebet rufende Mueffims, aber diese Personen, die nur einen Theil, und zwar einen geringeren und untergeordneteren Bestandtheil der Ulemas bilden, bilden keinen geschlossenen Stand, sie selber können mit Aufhebung der bisherigen eine andere Beschäftigung ergreifen, da kein Band der Weihe sie im geistlichen Berufe festhält. Und daher konnten die Beduinen in Arabien sich Jahrhunderte lang ohne Geistliche, ohne Mollas und Imams behelfen“.

¹ S. Döllinger, Mohammed's Religion, Regensburg 1838.

Wenn nun auch in den civilisirteren mohammedanischen Ländern, wie Türkei, Persien, Aegypten u. s. w. — wenn anders von Civilisation bei ihnen die Rede sein kann — sich ein geistlicher Stand herausgebildet hat, so daß bei ihnen von Titeln und Gehaltszahlung seitens des Staates die Rede ist, so ist es in Marokko, wo die mohammedanische Religion sich bis auf unsere Tage am reinsten erhalten hat, nie dazu gekommen. Es giebt keinen eigentlichen geistlichen Stand. Auch äußerlich unterscheiden sich die, welche dem geistlichen Berufe sich hingegeben haben, in Nichts von den anderen Sterblichen. Daß ein Geistlicher sich mit weißer Cravatte, wie bei uns die protestantischen Pastoren, oder ganz in Schwarz und mit schwarzer Binde, wie die katholischen Pfarrer, kleidet, bloß um durch äußere Merkmale seinen heiligen Stand zu kennzeichnen, würde in Marokko etwas Unerhörtes sein.

Kein einziger Geistliche ist in Marokko vom Staate besoldet, sondern alle leben von privaten Einnahmen, die ihnen aus den den Moscheen vermachten überaus reichen Vermächtnissen und Stiftungen zufließen. Sie haben auch keine besonderen Titel, wenn man anders den eines Ausrufers zum Gebet „Muedhin“ dafür nicht gelten lassen will. Von den 200 Ducaten Einkünften, die die Karubin-Moschee in Fes schon zu des Leo Africanus¹ Zeit täglich hatte und die jetzt noch bedeutend gestiegen sein müssen, werden alle Prediger und Lehrer besoldet. Aber diese brauchen ein Staatsexamen nicht zu machen. Die Prediger und Professoren — wenn letzterer Titel gestattet ist — nennen sich einfach Fakih (Schriftgelehrter), sind sie etwa geringeren Standes, Thaleb (Gelehrter); andere Titulaturen kennt man in Marokko nicht.

Jeder, der lesen und schreiben kann, kann vorbeten, ja auch die nicht lesen und schreiben, können diese Functionen übernehmen. Kurzum, das ganze Volk besteht eigentlich aus Religiösen, ein Jeder kann darin machen und macht darin und deshalb ist das Volk auch einer so entsetzlichen Dummheit anheimgefallen. Und da Dummheit in religiösen Dingen nicht vom Fanatismus zu trennen ist, kommt es, daß der Fanatismus in keinem Lande so blüht, wie in Marokko.

Man kann Marokko schlechtweg das Land der Schürfa nennen. Ist der Sultan mit seiner ganzen Familie doch auch ein Scherif.² Hat man doch eine Stadt, die fast ausschließlich von Schürfa bevölkert ist, nämlich Mekan. Und treiben sich im ganzen Lande Schürfa — ob wirkliche oder selbstgemachte, ist einerlei — umher, um Gaben von den dummen Gläubigen zu erpressen. Alle diese Schürfa haben das Ansehen von Heiligen.

Groß ist aber auch das Ansehen der sogenannten Marabutin,³ d. h. von irgend welchen Männern oder auch Frauen, die durch irgend welche heilige oder unheilige Handlung in den Geruch der Heiligkeit gekommen sind. Sie existiren in allen mohammedanischen Ländern, und eigentlich in Marokko am seltensten, weil sie stets von den Schürfa ausgestochen werden. Aber es existirt kein Scherif und kein Marabut, der nicht verheiratet wäre, und da die mohammedanische Religion es eingeführt hat, daß das Heiligsein erblich ist, so sind die Kinder solcher Heiligen selbstverständlich auch heilig, ja sogar in wachsender Weise. So erzählt Kremer,⁴ daß Abd-el-Kadir el Ghilany (in Marokko wird er

¹ Leo, aus dem Italienischen übersezt von Borzschach. Herborn 1805, S. 200.

² Scherif, Nachkomme Mohammed's.

³ Marabutin, Plural von Marabut.

⁴ Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islam. Leipzig 1868, S. 173.

verehrt unter dem Namen Abd-el-Kadir el Djelali), der Ktob¹ seines Jahrhunderts, eines Tages sagte: „Mein Fuß steht auf dem Nacken aller Waly's“ (Waly ist ein Gouverneur). In demselben Augenblick, als er diese Worte in Bagdad sprach, soll in Damascus der Schich Reslan, welcher in der Mitte seiner Schüler saß, den Nacken gebeugt haben. Derlei Geschichten von Heiligen giebt es zu Hunderttausenden. Und was das Merkwürdigste ist, daß das dumme Volk alle diese Geschichten glaubt und das Unwahrscheinlichste für wahr hält.

Mit diesem Heiligencultus geht Hand in Hand die Verehrung der Reliquien und Amulette. Es ist unglaublich, was die Marokkaner darin leisten. Fetzen vom Gewande des Propheten werden zu Tausenden verkauft, wollte man sie zusammensetzen, müßte der Prophet einen Leib besessen haben, wie man ihn der Eva in Djedda² zuschreibt. Die Amulette, welche alle Marokkaner auf dem Körper tragen, machen gewiß Millionen aus.

Der Buchstabenglaube ist nirgends so entwickelt wie in Marokko, und eines jeden Zweifelnden Leben ist in Todesgefahr. Deshalb werden auch alle Vorschriften des Korans mit peinlicher Genauigkeit von den Marokkanern beobachtet.

Der Grund des Islam liegt bei den Marokkanern auch in den Worten „Es giebt nur Einen Gott und Mohammed ist sein Gesandter“. An spitzzündigen Gelehrten und übereifrigen Schriftgelehrten hat es in Marokko nie gefehlt, aber heute scheinen dieselben alle ausgestorben zu sein. Einer der bekanntesten neueren ist der in der Karubin-Moschee ausgebildete und in Tlemcen geborene Schich Mohammed el Snuffi.

Die Lehre von der Prädestination zieht sich auch in Marokko durch die ganze religiöse Anschauung hin: „Es stand geschrieben“, daß an dem Tage der und der sterben muß, „es stand geschrieben“, daß der und der das Verbrechen beging zc. Es würde indes lebensgefährlich sein, einem Thaleb (Gelehrten) zu sagen: Da Gott allmächtig ist und Alles erschaffen hat, so hat er doch auch den Teufel erschaffen; oder der Teufel, als gefallener Engel (die Marokkaner glauben, der Teufel sei ein gefallener Engel) hat doch nur mit Wissen und Willen Gottes fallen können. Man würde in Gefahr sein, verbrannt zu werden, wenn man einem Faki (Schriftgelehrten) sagte: Da Gott Alles geschaffen hat, so muß er doch auch das Böse, die Sünde geschaffen haben: wie erklärst Du das mit der Allgüte Gottes, welcher doch nur der Inbegriff alles Guten sein soll? Ein marokkanischer Geistlicher würde nicht antworten „mit unerforschlichen Geheimnissen“, die wir nicht zu ergründen vermögen, sondern gleich „mit Feuer und Schwert“.

Ganz entgegen der christlichen und jüdischen Anschauung wird in Marokko der Name Gottes stets im Munde geführt; ja, es ist sogar verdienstvoll, den Namen Gottes oft auszusprechen. Gott wird als ein menschenähnliches persönliches Wesen aufgefaßt, der oben im Himmel thront und seine Befehle mittelst der Engel kund giebt. Die 35. Sure beginnt: „Lob und Preis sei Gott, dem Schöpfer des Himmels und der Erde, der die Engel zu seinen Boten macht, so da ausgestattet sind mit je zwei, drei und vier Paar Flügeln.“ Wie in Marokko das unbedeutendste Geschäft, kurz Alles mit „Bi ism Allah, im Namen Gottes“ begonnen wird, so wird alles Unangenehme mit „Allah rhinal Schitan, Gott verfluche den Teufel“, abgewandt. Mit „Bi ism Allah“

¹ Ktob, d. i. der Pol oder Mittelpunkt des Kreises.

² Der Leib der Eva, die in Djedda begraben liegt, ist ungefähr 75 Meter lang, er hat also eine ganz achtungswerthe Größe.

steht der Marokkaner auf, unternimmt seine Abwaschung, betritt die Straße, geht damit zur Arbeit, prügelt damit seine Lehrlingen durch, ohrfeigt seine Gattin, empfängt damit ein Almosen, ersticht damit seinen Feind, schwört damit einen falschen Eid, betritt damit die Moschee, legt sich damit schlafen, um auch damit seinen letzten Hauch von sich zu geben. Umgekehrt, stößt einer sich aus Versehen ein Gefäß oder beschmutzt durch eigene Unvorsichtigkeit sein Gewand, so wird jedesmal „Allah rhinal Schitan, Gott verfluche den Teufel“, gerufen.

Als höchst eigenthümlich bemerkte ich, daß sobald ein Esel — und es giebt deren in Marokko sehr viele — seine musikalische Stimme ertönen läßt, es zum guten Ton gehört, sich mit Abscheu wegzuwenden und „Allah rhinal Schitan“ zu rufen.

Nach der Meinung der Marokkaner giebt es 104 heilige Schriften,¹ von denen auf Adam 10, auf Seth 50, auf Edris oder Enoch 30, auf Abraham 10, auf Moses 1, auf David 1, auf Jesus 1 und auf Mohammed 1 kommen.

Ein Haupterfordernis ist das Gebet; aber kein Gebet ist gültig, wenn nicht eine Abwaschung vorher gegangen ist. Beides, Gebet wie Abwaschung sind Ceremonien, ein eigentliches Beten kennt der Marokkaner nicht, -d. h. einen freien Herzenserguß, einen selbständigen Gedankenausfluß, eine aus eigenem Herzen entspringende Bitte an Gott ist ihm unbekannt. Er kennt nur ein bestimmtes auswendig Gelerntes und eine mit bestimmt vorgeschriebenen Ceremonien verknüpfte Handlung. Bei den Marokkanern giebt es kein eigentliches Gebet, sondern nur Gebetsübungen, bei denen die Ceremonien streng vorgeschrieben sind. Fehlt eine der Ceremonien, ist die Abwaschung unrecht gemacht, dann steigt das Gebet nicht zu Gott auf.

Es hat sich in Marokko eine entsetzliche Scheinheiligkeit und Heuchelei im Laufe der Zeiten und durch das fünfmalige tägliche Gebet herausgebildet. Der gewöhnlichste Marokkaner versteht es, sich beim Beten derart den Schein der Andacht, der Heiligkeit zu geben, er weiß seiner Stimme derart einen näselnden Ton, einen feierlichen Klang beizulegen, er wendet derart seine Augen gen Himmel und scheint überhaupt so sehr seinen ganzen Körper dem nichtigen, irdischen Dasein zu entrücken, daß man glauben sollte, er zerflöze vor Heiligkeit. Und doch ist er nichts weniger wie fromm; die Worte, die er an Allah richtet, versteht er kaum, falls er nicht sehr gebildet ist. Man hält in Marokko darauf, beim Beten gesehen zu werden und recht laut die vorgeschriebenen Worte auszusprechen, damit man ja, falls man übersehen wird, gehört werde. Besucht man einen Marokkaner, so kann man sicher sein, daß unter hundert neunundneunzig den Gast einen Augenblick zu warten bitten, damit ein nachzuholendes Gebet erst verrichtet werde.

„Das Gebet führt nur halbwegs zu Gott, die Fasten führen uns vor die Thore seines Palastes und das Almosen verschafft uns Einlaß.“ Den ganzen Monat Rhamadham muß gefastet werden, Bruch wird in Marokko mit dem Tode bestraft. Fällt einer aus Versehen ins Wasser und kommt ihm dabei etwas Wasser in die Kehle, so muß er nachfasten. Das Fasten beschränkt sich nicht nur auf Enthaltung von Speise und Trank, sondern auf Enthaltung von allen irdischen Genüssen, als Musik, Tanz, Wohlgerüchen u. Was das Almosengeben anbetrifft, so ist es die einzige gute Sitte, die man den Marokkanern nachhagen kann.

¹ Siehe Jackson, Account of Marokko, S. 197.

Das Pilgern nach Mekka ist keine unbedingt nothwendige Vorschrift für die Marokkaner, man kann sich auch stellvertreten lassen. Das Heilighalten des Freitags, sowie der übrigen mohammedanischen Festtage gilt nicht als streng gesetzlich. Gearbeitet wird an allen Festtagen, in den Städten werden nur Freitags während des Chotha-Gebetes die Geschäfte geschlossen, aber auch die Thore der Stadt. Es ist dies jedoch mehr ein politisches Gebot, da der Glaube geht, die Christen würden sich während des Freitaggebetes der mohammedanischen Städte bemächtigen.

Die Circumcision ist in Marokko nicht unbedingt nothwendig, es giebt ganze Berberstämme, die sie nicht angenommen haben, und doch zweifelt kein Mensch an dem Islam dieser Stämme.

Die Freuden des mohammedanischen Paradieses, die Leiden der Hölle sind allen bekannt, sie sind für die Marokkaner dieselben wie im ganzen Islam. Ziehen wir schließlich einen Vergleich, so finden wir, daß gleiche Lehren und gleicher Glaube bei jedem Volke, je nach seiner Individualität, sich ausbilden. In Marokko hat dies zur grenzenlosesten Dummheit des Volkes, zum kolossalsten Aberglauben geführt, die größte Scheinheiligkeit und den Ruin der Nation und des Landes zur Folge gehabt. Es ist das gerade, was die Regierung gewollt hat, denn anders als eine Verdummungsanstalt, wie man ganz Marokko bezeichnen kann, ist dieses nicht zu nennen.

Eine Fußwanderung durch Montenegro.

Von Dr. R. Hassert.

(Schluß.)

Immer näher rückte nun der höchste und imposanteste Berg der süd-slavischen Lande, der Durmitor, und nach drei Tagemärschen waren wir in dem an seinem Fuße gelegenen Zabljak angelangt. Zunächst führt der Weg über das flachwellige Sinjavina-Plateau, auf dem es keine dauernd bewohnten Siedelungen mehr giebt, und das — vom Wassermangel gar nicht zu reden — so holzarm ist, daß die Hirten getrockneten Dünger als Feuerungsmaterial verwenden müssen. Erst einige Stunden vor Zabljak stellt sich der Wald wieder ein, und zwar ist es prächtiger Nadelwald, der an den Mauern des Durmitor noch hoch hinanklimmt, um dann schnell dem Krummholz und zahlreichen Schneeflecken Platz zu machen.

Von allen Seiten gewähren die wilden, ausgearbeiteten Formen dieses unvermittelt aus der Ebene emporragenden Massivs einen unvergleichlichen Anblick, am besten aber übersieht man sie aus der näheren Umgebung Zabljaks. Hier erhebt sich der merkwürdige Doppelkegel des Sedlo, ihm gegenüber liegen die Kolosse des Medjed und Savin-Kuk, die sich in der wilden Cirova Pecina fortsetzen und endlich im großen und kleinen Stulac weniger schroff nach der Tara abfallen, während zwischen dem Hauptkamme und der steil zum Dobri Do abfallenden Prutas das Trockenthal der Susica sich mit senkrechten Wänden einschneidet. Ehemalige oder heutige Gletscher fehlen indes diesen Bergriesen gänzlich.

Am 19. August gingen wir unter Führung eines ortskundigen Eingeborenen zu dem idyllisch im dunklen Grün versteckten Crno Jezero¹ und dann zu der

¹ Crno Jezero = Schwarzer See.

kleinen Doline Srijepulna Poljana am Fuße der schroffen Crvena Greda.¹ Hier begann der eigentliche Aufstieg, und schon nach einer halben Stunde waren wir in dem unbeschreiblich öden Hochthal Balisnica Do mitten im Bereich der Fegföhren und Firniflecken, wo wir in einer elenden Koliba übernachteten. Gegen Morgen erhob sich eine heftige Bora, die schaurig die einsame Natur durchtobte und das Erklimmen des steilen Hauptkammes ungemein erschwerte, indem sie uns oft zu Boden warf oder am Weiterklettern hinderte. Endlich war auch dieses Ungemach überwunden, und herabblickend auf das wilde, todte Tafelland Nord-Montenegros stiegen wir zum Skrl-Thale ab, wo aus der Tiefe zwei wundersame Meeräugen uns entgegenleuchteten. Inzwischen hatte sich die Gewalt des Sturmes immer mehr gesteigert, und zugleich entlud sich ein heftiger, mit Hagel und Schnee vermischter Regen, so daß uns nichts übrig blieb, als in einer Hütte ein schützendes Obdach zu suchen. Das hatten wir freilich nicht, denn von allen Seiten ergossen sich unangenehm kalte Schauer hinein, und obendrein fand ich eine nicht gerade freundliche Aufnahme. Der höfliche Eigenthümer bot mir weder etwas zu essen an, noch kümmerte er sich um eine Lagerstatt, und so mußte ich wieder einmal zur Erbswurst greifen und meine Schlafdecken auf dem völlig durchgeweichten Boden ausbreiten.

Sehr früh brachen wir am nächsten Morgen bei nur 4° C. Wärme auf, suchten, bald über steile Wiesen, bald zwischen Schneelagern und Karrenfeldern uns emporarbeitend, einen Sattel zwischen Stit und Prulas zu gewinnen und hatten denselben schon nach einigen Stunden rüstigen Steigens erreicht. Nachdem wir, mehr rutschend als gehend, auf seinem fast senkrechten Abfalle im Thale Dobri Do angekommen waren und uns ein wenig ausgeruht hatten, nahmen wir unser eigentliches Ziel, die durch Dr. D. Baumann's erfolgreiche Besteigung bekannte Cirova Pecina, in Angriff.

Sehr steil ansteigend über kantige Geröllmassen, dürstige Graslehnen und durch enge Ramine, sahen wir uns gegen Mittag in der Nähe eines kleinen Teiches, in dessen grünen, klaren Wassern sich der wildzerrissene Kamm wieder spiegelte. Mit Händen und Füßen über eine mächtige, stark geböschte Schutthalbe kriechend, die bei jedem Tritte nachgab und zahllose Trümmer in eine jähe Tiefe abrollen ließ, hatten wir endlich die Spitze umgangen. Noch wenige Minuten, dann war ein kaum 2 Meter breiter Grat gewonnen, und aus schwindelnder Höhe schauten wir hinab in das von senkrechten Wänden eingeschlossene Skrl-Thal.

Der Abstieg auf der entgegengesetzten Seite, den bisher wol noch kein Fremder ausgeführt hatte, war fast noch mühsamer und gefährlicher als der Aufstieg, und es dunkelte bereits, als uns die gastlichen Feuer der Kolibas des Lovice-Thales entgegenleuchteten.

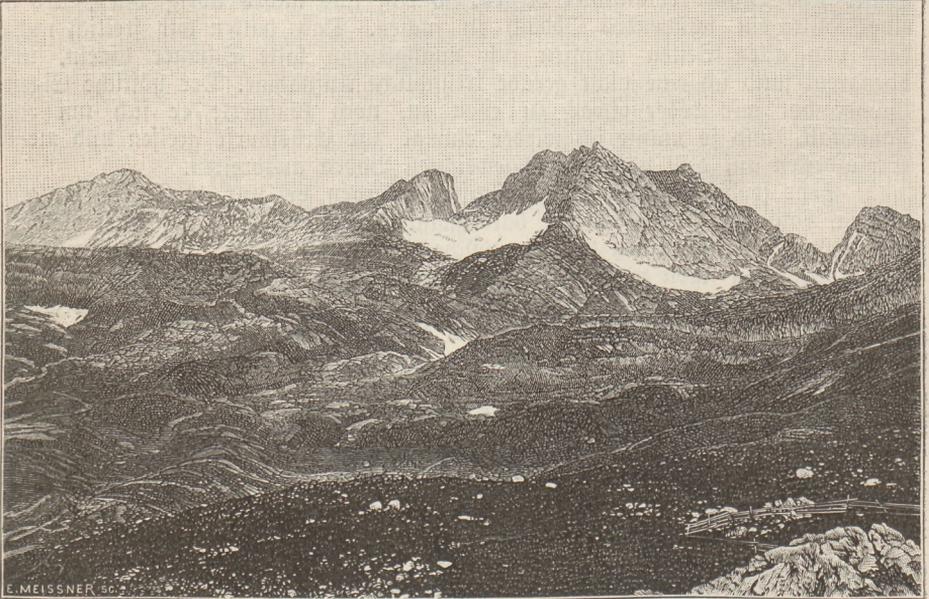
Troßdem in der kleinen Hütte gegen 15 Menschen schliefen, so daß wir wie die Haringe zusammengedrängt waren und uns kaum rühren konnten, lagen wir bald in sanftem Schlummer, und der Morgen fand uns neu gestärkt auf den Abhängen des Medjed.² Er stellt, obwol bedeutend niedriger als die Cirova Pecina, die Geduld und Ausdauer viel mehr auf die Probe, weil er in außerordentlich schroffen Wänden aufragt und eine sehr ungemüthliche Kletterei auf einem kaum $\frac{1}{2}$ Meter breiten, lockeren Grate zwischen senkrechten Abgründen

¹ Sie verdankt ihren Namen „Rother Fels“ rothbraun gefärbten, eisenschüssigen Verwitterungsproducten des Kalkes.

² Medjed = Bär, also Bärenberg.

verlangt. Doch wurde auch er glücklich bezwungen, und am anderen Tage kehrten wir wohlbehalten nach Zabljak zurück.

Dort wartete meiner eine angenehme Ueberraschung, indem ich nach langer Zeit wieder mit einem gebildeten Menschen, dem italienischen Botaniker Dr. Baldacci, zusammentraf. Gemeinsam gingen wir auf den Stulac, der ohne jede Anstrengung bestiegen werden kann, und dann zog unsere kleine Karawane ins Dobri Do,¹ wo uns ein schlichter Hirt herzlich in seine Hütte einlud. Des Ungeziefers wegen hielten wir es für thunlicher, im Freien zu nächtigen. Ein großes Feuer wurde angezündet, ein Hammel geschlachtet, und Abends kamen die Leute aus den benachbarten Hütten, um uns Gesellschaft zu leisten oder



Prutas und Stit (Durmitor) vom Dobri Do aus.

(Nach einer Photographie von Dr. R. Saffert.)

dem einförmigen Klange der Gusla² zu lauschen. Ein wunderbares poetisches Gefühl durchweht das Volk der Süd-Slaven, und unser Wirth war einer jener Vielbeneideten, von dessen Lippen die Worte in dichterischem Feuer flossen. In rhythmischen Weisen, die trotz ihrer eintönigen Melodien unwillkürlich fesseln und gleichmäßig dahingleiten wie die Epen Homer's, pries er begeistert die Heldenthaten seines Volkes und seiner Fürsten. Da sang er vom Caren Lazar, vom Unglückstage auf dem Amselfelde, von den ruhmreichen Türkenkriegen, und lautlos horchte die Menge, um ihm dann dankbar ihren Beifall zu bezeugen.

Auf einen wolkenlosen Tag folgte eine bitterkalte Nacht, und das Thermometer fiel mehrere Grade unter Null, so daß wir trotz unseres Feuers und der schweren Decken, welche uns die guten Leute gebracht hatten, nicht warm

¹ Dobri Do = Gutes Thal.

² Ein violinartiges Instrument mit nur einer Saite.

werden konnten. Mit der aufgehenden Sonne nahm das nackte Gestein ebenso schnell die Wärme wieder an, und so blieb es bis zu unserer Rückkehr nach Nikšić, das wir nach kleinen Märchen durch das freundliche Bukovica-Thal, durch die Schluchten der Tušina und Bijela, über Han Gvozd und Lukovo am 2. September betreten.

Ueber Bogetić, wo heute die von Podgorica hinaufführende neue Straße endet, ging ich durch das einförmige Karstgebiet Alt-Montenegros nach



Dr. Hassert's Durmitorführer Ileva Kovadžević und Marko Bjelica.

(Nach einer Photographie von Dr. R. Hassert.)

Kčevo, dem Geburtsort der Fürstin Milena. Auch diese traurigen Plateaus auf dem rechten Zeta-Ufer unterscheiden sich in nichts von den früher durchstreiften auf der linken Thalseite, und Kčevo selbst ist ein kleines, ärmliches Dörfchen, unter dessen niedrigen Häusern nur der sogenannte Palast des fürstlichen Schwiegervaters auffällt. Nach Landesitte machte uns der Kapetan¹ seinen Besuch, andere trieb die Neugierde her, und indem sie sich im Kreise

¹ Orts- und Districtsborsiteher.

herumsetzten, sich in ihrer häßlichen Angewohnheit fortwährend räusperten und so den Fremden einem regelrechten Bombardement aussetzten, fragten sie: Woher kommt er? Wie heißt er? Was arbeitet er? Wer bezahlt seine Reise? Dient er seinem Vaterlande? Wie alt ist er? Hat er Familie? Ist er verheiratet? Versteht er unsere Sprache? Raucht er? Trinkt er Branntwein? u. s. w. Zwar wird man das Rede- und Antwortstehen bei einem noch sehr ursprünglichen Volke bald gewohnt; aber hier war es so unerhört, daß ich die lästigen Fragen schließlich nicht mehr beachtete.

Auf einem echt montenegrinischen Wege ging ich über Kievo und durch die Berge des Garač nach Podgorica und trennte mich dort von meinem Freunde Baldacci, um in das Land der Kuči einzudringen. Hat man die malerische Festungsrüine von Medun im Rücken, so merkt man bald die Nähe der berichtigten albanesischen Grenze. Die Leute gehen möglichst zu mehreren aus und vergessen nie ihre geladenen Gewehre, wozu allerdings die zwischen den Kuči und Albanesen herrschende Blutrache mit beitragen mag. Zwar hat die Türkei, um den fortwährenden räuberischen Uebergriffen der Arnauten vorzubeugen, vor kurzem eine kleine Grenzfestung erbaut; aber so groß ist ihr Ansehen, daß es nicht möglich war, dieselbe von der nur einige Stunden entfernten Militärstation Gusinje aus zu verproviantiren. Vielmehr mußten die türkischen Soldaten von Berani aus durch Montenegro ziehen und auf einem mehrere Tagereisen betragenden Umwege die Lebensmittel in das Fort schaffen. Sa, als um dieselbe Zeit ein Paicha mit starker Geleitmannschaft nach Scutari zog, hielten ihn die getreuen Unterthanen von Gusinje vier Tage lang gefangen.

Bis zu den Quellflüssen der Tara durchmißt man wieder ein langweiliges Karstterrain; aber schon von weitem winkt das tief zerschnittene Schiefergebiet mit seinem dichten Wald, seiner röthlich-braunen Färbung und der rundlichen Form seiner Berge. Zusehends wird die Landschaft großartiger, um in der phantastischen Zujovo-Planina, im Kom und in den schneebedeckten Mauern der unnahbaren Albanesischen Alpen Höhepunkt zu erreichen. Am Fuße der letzteren liegt das liebliche und doch so verrufene Thal von Gusinje und Plava, und als majestätischster unter den Bergen erhebt der Kom sein stolzes dreigezacktes Haupt, das dem der Cirova Pecina nicht viel an Höhe nachsteht. Ist er auch nicht so wildromantisch wie der Durmitor, so ist doch seine Umgebung viel schöner, leider aber auch viel unsicherer als die des ersteren. Von dem Sommerdörfchen Carine, dessen Hütten unmittelbar unterhalb des Hauptgipfels zerstreut sind, stiegen wir hinab nach Andrijevica, einem freundlichen Grenzstädtchen von 200 Einwohnern. Aehnlich wie Kolašin ist es auf einer kleinen Thalterrasse angelegt; und wenn erst die bereits abgesteckte Eisenbahnlinie Podgorica-Andrijevica vollendet sein wird, dürfte es an Bedeutung erheblich gewinnen.

Ein bequemer Weg führt von hier im engen Vini-Thale zu der weiten Ebene von Berani; und da es zu verlockend schien, auch einmal ins Sandtschak Novipazar zu gehen und türkische Zustände kennen zu lernen, so wurde in Begleitung eines Gendarmen ein Ausflug dorthin unternommen.

Nach einer guten Stunde war das türkische Grenzfort passiert, und kurz nach 9 Uhr morgens zogen wir in Berani ein. Noch wunderte ich mich im Stillen über die unbeschreiblich schmutzigen Soldaten, als uns schon der Kaimakam auf sein Gerichtszimmer, eine elende niedrige Kammer mit zerrissenen Tapeten, rufen ließ und ein regelrechtes Verhör anstellte. Was will der Fremde in unserem Lande? Wie lange denkt er hier zu bleiben? Ist er ein Russe oder

Franzose? Hat er die neuesten Zeitungen gelesen? Was sagt er zu den europäischen Bündnissen, und auf welcher Seite steht der Sultan? Auch hier war nämlich die russisch-französische Allianz kein Geheimnis mehr, und gerade in jener Zeit hatte sich das Gerücht verbreitet, daß Rußland für die noch immer nicht getilgte Kriegsschuld das Sandschak verlangen und zwischen Serbien und Montenegro theilen wolle. Was Wunder, daß ich gleich für einen Spion galt, der nur gekommen war, um sich das Land anzusehen und darüber den verhassten Moskovitern zu berichten?

Merkwürdigerweise stellten sich, was sonst nie der Fall zu sein pflegte, auch die anderen Beamten ein; aber obwol sie meist über serbische Unterthanen zu gebieten hatten, verstand keiner der hochwohlwährenden Herren unsere serbisch abgefaßten Pässe. Unseren Gendarmen ließen sie in übergroßem Mißtrauen das Schreiben nicht lesen, und es verging eine gute Viertelstunde, bis sie einen des Lesens kundigen Mann nach ihrer Art gefunden hatten. Nach langem Hin- und Herreden verzichteten sie endlich darauf, uns einen Zaptieh mitzugeben, der, wie sie sagten, in ihrem Interesse durchaus nothwendig sei. Aber wohin wir gingen, immer folgte uns ein Gerichtsdienner, und als ich einige Postkarten schrieb, überwachte mich ein anderer. Erst nach drei Stunden erhielten wir auf wiederholtes Fragen unsere Pässe zurück, welche die vielbeschäftigten Herren ganz vergessen zu haben schienen. Kaum aber waren wir in das benachbarte Kloster Djurdjevi Stupovi gegangen, da kam uns ein Pope eiligst nachgeritten und forderte uns auf, sobald als möglich auf Neben- und Umwegen über die Grenze zurückzukehren, da türkische Soldaten die Hauptwege besetzt hätten mit der bestimmten Weisung, uns auf irgend eine Weise unschädlich zu machen. Wir befolgten natürlich schleunigst seinen Rath und athmeten erleichtert auf, als wir den gastlichen Boden Montenegros wieder betreten hatten.

Ein angenehmer, wegen seiner beständigen Steigung indes etwas ermüdender Weg brachte uns über die Abhänge des breitrückigen Ključ zum zweitenmale nach Kolašin. Nach dreitägigem Aufenthalt kehrten wir längs der tief eingesägten Morača-Canöns, steil aufsteigend zur Dolinenreihe von Armanje und wieder herabkletternd an den schroffen Hängen des Brotnik, unter strömendem Regen nach Podgorica zurück.

Nun endlich lag der am leichtesten zugängliche und zugleich europäischste Theil Montenegros, der Scutari-See und das Primorje,¹ vor uns, und doppelt angenehm war er für mich, bedeutete er doch das Ende meiner Reise. Zunächst verfolgten wir die nach Blavnica führende Kunststraße und bogen zu dem breiten, fast wasserlosen Geröllbett der Morača ab, bis wir vor dem vielumkämpften Zabljak und seinem die Ebene beherrschenden Festungsberg standen. Den außerordentlich seichten See sieht man allerdings erst, wenn man unmittelbar vor ihm steht; denn während auf der Westseite das Küstengebirge ziemlich unvermittelt abfällt, ist das Ostufer so flach, daß es am Fuße der Albanesischen Alpen kaum 30 Meter höher liegt als am See. Dieser stellt, wie man leicht gewahrt wird, eine in ihren tiefsten Theilen unter Wasser gezeigte Niederung dar, etwa von der Größe des Neusiedler- oder Garda-Sees; er ist wegen seines schier unerträglich reichen Fischreichtums berühmt, sucht aber andererseits die weite fruchtbare Ebene durch langdauernde Ueberschwemmungen mit lästigen Fiebern heim. Doch es würde zu weit führen, die Entstehungsgeschichte dieses unvergleichlich schönen Wasserbeckens genauer zu erörtern. Genug, nachdem ich

¹ Primorje = Küstenland.

seine blau-grünen Fluten in einem großen Boote, einer Londra, mehrere Tage lang durchkreuzt hatte, wanderte ich von dem albanesischen Dörfchen Muric quer über das Küstengebirge zur klaren Adria und nach Antivari. Dieses ist vom Hafen noch eine Stunde entfernt, und um die malerischen Ruinen der im letzten Kriege völlig zerstörten Altstadt gruppieren sich, zwischen breitblättrigen Feigen- und silbergrünen Olivenbäumen anmuthig zerstreut, die Häuser des neuen Stadttheiles.

Auf einer türkischen Straße, die wie alle ihresgleichen von höchst fragwürdiger Beschaffenheit ist und den armen Füßen ein großes Opfer zumuthet, gingen wir meist im Angesicht des Meeres nach Dulcigno. Es bildet den eigentlichen Hafen, gewissermaßen die Vorstadt von dem nur sechs Reistunden entfernten Scutari und wird fast durchgehends von Türken und gewerbtätigen Albanesen bewohnt. Das Sonderbarste in dem bunten Gemisch ist jedenfalls die hier ansässige Negercolonie, die sich aus allen Vertretern und Färbungen der äthiopischen Rasse zusammensetzt. Auch dieser Küstenplatz zerfällt in ein reich aufblühendes neues Viertel mit reizenden, im Grün versteckten Häuschen und schlanken Minarets und in das alte Piratennest auf steiler Höhe, das durch die bekannte Flottendemonstration der Großmächte in einen wüsten Trümmerhaufen umgewandelt wurde.

Eine prächtige, theilweise jedoch ebenjalls versumpfte und Fieberdünste ausathmende Ebene, das Stoj, dehnt sich von hier bis zum Driu aus und bildet mit der weiten Niederung um den Stadarsko Jezero die Kornkammer Montenegros. Dieselbe durchmessend, erreichten wir in Begleitung eines des Albanesischen kundigen Ernogorzen, der in diesen rein albanesischen Gegenden sehr erwünscht, wenn nicht nothwendig ist, Sveti Nikola an der breiten, durch eine Barre in ihrem Werthe leider sehr herabgeminderten Bojana-Mündung und gelangten längs des schmutziggelben, fast stagnirenden Stromes zu dem Grenzdörfchen Snerë. Da kam uns plötzlich der Gedanke, auch das nicht mehr allzu ferne Scutari zu besuchen, und klopfenden Herzens machten wir uns ohne türkischen Gendarmen auf den Weg, der, zur Regenzeit ein knöcheltiefer Morast, durch zahllose Häubereien berüchtigt und allerorts mit den Denksteinen ermordeter Reisender besetzt ist. In Dboti überraschte uns der Abend, und am anderen Morgen betraten wir das Bagdad Albanien's.

Seitdem Montenegro eine regelmäßige Dampfschiff-Verbindung zwischen Rijeka, Birpazar, Plavnica und Scutari eingerichtet hat, ist dieses wichtige Handelscentrum von 30.000 Einwohnern wenigstens auf der einen Seite leichter zugänglich. Noch mehr dürfte der Verkehr aber wachsen, wenn Montenegro die Bojana-Regulirung durchgeführt hat, die es zur theilweisen Trockenlegung des Sees hoffentlich einmal in Angriff nehmen wird.

Scutari zerfällt in den Bazar und in die eigentliche Stadt. Letztere gewährt mit ihren hinter hohen Mauern versteckten Häusern, ihren zahlreichen Moscheen und den bald hier, bald dort zerstreuten Friedhöfen das gewöhnliche Bild türkischer Städteanlagen und weist außer den im abendländischen Stile erbauten Consulatsgebäuden, einer mächtigen Caserne und der bereits dem Verfall entgegengehenden Festung nicht viel Bemerkenswerthes auf. Um so interessanter ist der Bazar mit seinen 2000 offenen Läden, dem nahen Ladungsplatz der Londras und dem regen Leben in dem Labyrinth seiner engen, halb dunklen Gassen. Reich gekleidete Scutariner, finster blickende Albanesen in weißem Gewand und ihre Frauen im kurzen, rothgestreiften Rock, vereinzelte Söhne Afrikas und tief verschleierte Türkinnen, flinke Kaffeeträger und Fleischverkäufer,

schmutzige Soldaten und bis an die Zähne bewaffnete Polizisten, sie bilden ein buntes Durcheinander zwischen den Verkaufsstellen der Bäcker, Fleischer, Fischer und Garbische, der Obst- und Tabakshändler, der Lederarbeiter, Schuhmacher, Töpfer, Holzschneider u. s. w. Aber schon bei Beginn der Dunkelheit erlischt mit einem Schlage das Hasten und Treiben, starke Patrouillen durchziehen die verödeten Straßen und eine fast beängstigende Stille lagert sich über die weite Stadt.

Auf zum Theil bekannten Wegen kehrten wir nach Zoganj, von da nach Antivari zurück, und jetzt wartete unserer noch die genüßreiche Wanderung durch die Nahija Ermitica. Längs der wilden Kalkwände des Küstengebirges führt die vielgewundene Fahrstraße hinauf zum Sutorman-Passe; und steigt man auf der anderen Seite herab, so entrollt sich eine über alle Begriffe fruchtbare Niederung: es ist das Thal der Ermitica, der Garten Montenegros. Unter einem Himmelsstriche, der keine Winter kennt, wechseln prächtige Weinberge mit Laubwäldern, Feigenhainen und edlen Obstbäumen ab, im hohen Graze der Wiesen weiden strotzende Heerden und auf den sorgsam cultivirten Aeckern gedeihen alle Getreidearten in üppiger Fülle. Aber wie viel Blut hat nicht schon die Gefilde um den Scutari-See getränkt, wie viele erbitterte Schlachten haben seine Ufer gesehen! In Bir, dem wichtigen Handelsstädtchen an der Ermitica-Mündung war es, wo 1702 die montenegrinische Wesper ausbrach. Die Soldaten des Paschas von Scutari waren gekommen, den Tribut zu holen, und einer derselben beschuldigte einen Ernogorzen, sein Maß sei zu klein. Der aber schlug ihm mit den Worten „das ist Montenegriner-Maß!“ den Schädel ein, und in dem nun beginnenden grauenvollen Morden fielen fast sämmtliche im Laude weilende Türken der Volkssprache zum Opfer.

Heute war jede Spur der Jahrhunderte langen Kämpfe verwischt, von allen Seiten strömten die Landleute auf dem vielbesuchten Wochenmarke zusammen, und am Abend brachte uns eine Vondra in fröhlicher Gesellschaft von hier nach Rijeka. Nun war der wissenschaftliche Theil der Reise beendet, und endlich begrüßten wir wieder mit gehobenen Gefühlen die freundliche Ebene von Cetinje, in der kurz vorher unter dem Jubel der Bevölkerung die neu-erbauete Wasserleitung dem Gebrauche übergeben war.

Doch ich wollte von den mir liebgewordenen Schwarzen Bergen nicht scheiden, ohne auf ihrem berühmtesten Gipfel, dem weithin sichtbaren Lovćen, gewesen zu sein. Ich verabschiedete mich von den Freunden, deren ich in Cetinje, wie überhaupt in Montenegro so viele gefunden hatte, und bald stand ich vor der kleinen Capelle, welche den steilen Grat des wilden Berges krönt. Da lag es noch einmal vor mir, das Land, in welchem ich so lange gewelt, noch einmal leuchtete der Spiegel des Scutari-Sees herauf, und in der Ferne verschwand die blaue Adria. In ihrer ganzen Majestät thürmten sich die Albanesischen Alpen und das Küstengebirge Numija auf, und allerorts schweifte der Blick über ein unabsehbares Gewirr von Dolinen und Ketten, aus deren Hintergrunde die schroffen Zacken des Durmitor und Kom zum letztenmale herübergrüßten. Nur schwer vermochte ich mich von dem überwältigenden Bilde zu trennen, und langsam stieg ich hinab nach Cattaro, diesmal auf den 67 Windungen des historischen alten Saumpfades, der noch heute von den Montenegrinern viel benutzt wird. Am frühen Morgen des 15. October schlug die Scheidestunde. Mein treuer Marko ließ es sich nicht nehmen, mich bis an Bord zu begleiten; noch ein herzlicher Abschied, dann mußten wir uns trennen. Er kehrte zurück zu seinen Bergen und mich trugen Dampfschiff und Eisenbahn eilenden Fluges der Heimat zu.

Astronomische und physikalische Geographie.

Verschiedene Planetenbeobachtungen aus den jüngsten Zeiten.

So viel wir den astronomischen Zeitschriften entnehmen können, hat Barnard (Vic-Observatorium) in den letzten zehn Jahren dem Planeten Jupiter und seinen Begleitern besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Aus den erhaltenen Daten sei zunächst hervor gehoben, daß Barnard auf Grund 12jähriger Beobachtungen sich gegen die Ansicht kehren zu sollen glaubt, als wäre die sichtbare Oberfläche dieses Planeten wolkenförmiger Natur. Er glaubt vielmehr annehmen zu müssen, daß die Oberfläche des Jupiters sich in einem plastischen oder teigartig weichen Zustande befindet, und daß die Streifen und Flecken Farbenveränderungen zuzuschreiben sind, welche durch innere Eruption verursacht werden. In dieser Weise würde sich nach Barnard die Beständigkeit der Flecken und ihrer Färbung leicht erklären lassen, während solche Beständigkeit einer wolkenförmigen Atmosphäre widerspricht.

Bezüglich der Farbenänderung der Flecken theilt Barnard die Entdeckung mit, daß die rothe Färbung das Alter des Fleckens erkennen läßt. Wenn nämlich ein Fleck — die weißen Flecke selbstverständlich ausgeschlossen — sichtbar wird, so ist er zuerst dunkel oder schwarz und wird später röthlich. Der Fleck, welcher 1880 auf der nördlichen Hemisphäre des Jupiters erschien, war zuerst schwarz und endigte seine Laufbahn damit, daß er zu einem röthlichen Streifen rings um den Jupiter wurde. Die kleinen tintenschwarzen Flecke, welche 1890 am Nordrande des Äquatorialstreifens erschienen, wurden allmählich röthlich und dann intensiver roth. Diese Regel für das Alter und für die Färbung der Flecken dehnt Barnard auch auf die äquatorialen Streifen aus; die dunkleren Theile dieser Streifen sind höchst wahrscheinlich neuere, die ins Rothe übergehenden ältere Bildungen.

Zwei andere Astronomen der Vic-Sternwarte beschäftigten sich mit dem Studium der Flecke auf der Oberfläche des dritten Jupitermondes. Ungewöhnlich günstige atmosphärische Zustände gestatteten diesen Astronomen im August 1891 eine 200fache Vergrößerung anzuwenden. Der fragliche Jupitermond erschien bei dieser Gelegenheit vollkommen rund und mit so deutlichen Flecken auf seiner Oberfläche, daß mehrere unabhängige Zeichnungen gemacht wurden, welche völlig übereinstimmen. Zwei dunkle Streifen zeigten sich vor allem durch eine hellere Zone voneinander getrennt und die nördliche Polarregion war weit heller als die südliche derselben. Aus den ferneren Beobachtungen dieser Flecke ergab sich das bemerkenswerthe Resultat, daß dieser Mond in der nämlichen Zeit eine Achsendrehung vollführt, als er braucht, um einen Umlauf um den Jupiter zu vollenden.

Das Neueste und Wichtigste in Bezug auf die Jupiterbeobachtungen eines fünften Jupitertrabanten. Derselbe soll äußerst lichtschwach, 13. Größe sein und seine Umlaufsdauer 17 Stunden 36 Minuten betragen.

Auf Grund 20jähriger Beobachtungen hat Trouvelot in der Zeitschrift der französisch-astronomischen Gesellschaft folgende Angaben über die Venus veröffentlicht. Venus ist bei klarem Himmel für das bloße Auge bis zu 10° von der Sonne bei der unteren und bis zu 5° bei der oberen Conjunction sichtbar. Indessen wurde sie in Meudon bei Paris nur innerhalb 20° von der Sonne wahrgenommen. Verwaschene, unbestimmte graue Flecke zeigen sich zeitweise nahe der Lichtgrenze auf der Venus und sind von kurzer Dauer. Die glänzenden Flecke, die man am Rande beobachtet, sind permanent und sehr hohe Gebirge, welche nur die Regionen nahe der Hörner Spitze der Venusichel bedecken. Diese Gebirge sind so hoch, daß sie sich über die dichte Atmosphäre der Venus erheben, und bei ihnen liegen die Rotationspole. Die Rotationsachse ist ungefähr 10° gegen die Bahnebene des Planeten geneigt. Jene hohen Gebirge verursachen die merkwürdige scheinbare Deformation der Hörnerspitzen, welche bisweilen eine S-förmige Gestalt zeigen. Der Rand der Venus erscheint in einigen seltenen Fällen deformirt. Der Grund davon ist unbekannt. Die Schärfe, mit der sich die Lichtgrenze darstellt, ist sehr veränderlich. Die Bahnen der Venus gehören nicht genau den theoretischen Gesetzen; die östliche tritt oft früher, die westliche später ein, als es die Berechnung ergibt. Nahe der unteren Conjunction ist der Rand über den Halbkreis erleuchtet, bisweilen bis zu 20° des Umfangs und darüber. Die in letzterer Zeit viel besprochene Rotationsdauer der Venus giebt Trouvelot mit nahezu 24 Stunden an.

Der bekannte französische Astronom Flammarion hat die Jahreszeiten auf dem Mars mit denjenigen unserer Erde verglichen und dabei folgende Schlüsse gezogen:

1. Die Schneezonen und die Pole des Mars verändern sich nach den Jahreszeiten, sie erreichen ihre größte Ausdehnung drei bis sechs Monate nach dem Winter solstizium jeder

Hemisphäre und sind am kleinsten drei bis sechs Monate nach dem Sommerföstitium derselben.

2. Auf beiden Marshemisphären erreichen die Polarflecke im Winter einen Durchmesser von 45 bis 50°, im Sommer ziehen sie sich in einem solchen von 4 bis 5° zusammen.

3. Außerhalb der polaren Eiszonen sind auf dem Mars Schneefälle auch in den gemäßigten Regionen beobachtet worden und auch bisweilen sogar bis zum Äquator hin. Man hat auf der nördlichen Hemisphäre spiralförmig vom Pol herkommende Büge bemerkt, welche auf atmosphärische Strömungen deuten, die durch die Rotationsbewegung des Planeten beeinflusst werden.

4. Die nördliche Polarcalotte scheint centrisch zum Nordpol zu liegen, die südliche ist vom Südpole etwa 5,4° oder 340 Kilometer mit ihrem Centrum entfernt und dieses liegt in 30° areocentrischer Länge. In der Epoche des Minimums dieses Polarfleckens ist der Pol völlig eisfrei.

5. Die Klimatologie des Mars hat die größte Ähnlichkeit mit derjenigen unserer Erde, ja die Verhältnisse scheinen dort noch günstiger zu sein. Die Entfernung von der Sonne, die Düntheit der Atmosphäre, welche der geringen Masse des Planeten entspricht, werden durch günstigere physikalische Verhältnisse, als die unserer es sind, compensirt.

6. Die Theorie der säculären Variation der irdischen Klimate, welche auf die Excentricität der Erdbahn basiert ist, finden in den Untersuchungen am Mars seine Unterstützung. Die Excentricität der Marsbahn ist fünfsechshalbmal größer als die heutige der Erdbahn und diese letztere kann jene an Größe niemals erreichen. Dennoch bietet Mars eine ausgezeichnete Controle. Gerade ist es auch seine südliche Hemisphäre, welche im Perihel ihre Sommerzeit und ihren Winter beim Aphelium der Bahn hat, für die wärmere und kürzere Sommer- und längere und kältere Winterzeit eintreten. Die Adhémars'sche Theorie nimmt nun an, daß der Südpol von Jahr zu Jahr mehr erkalte, weil er bei der Erde wenigstens acht Tage weniger Sonne im Jahre hat. Für den Mars beziffert sich dieser Unterschied auf 76 Tage. Man könnte in der That glauben, daß der kürzere Sommer nicht ausreicht, um völlig die Eismassen, die sich während des Winters am Südpol gebildet haben, zu schmelzen; allein dies kommt nicht vor: die südliche Polarcalotte wird während ihres Sommers ebensoviel völlig geschmolzen, wie die nördliche in dem ibrigen.

7. Wie bei der Erde, so findet auch für Mars das südliche Solstitium in der Nähe des Perihels statt. Der halbe Umlauf der Apsidenlinie der Erde vollzieht sich in 10.500 Jahren und das südliche Sommerföstitium, also das nördliche Winterföstitium, fiel im Jahre 1248 mit dem Perihel zusammen. Für den Mars beträgt jene halbe Umlaufszeit der Apsiden 9866 Marsjahre. Von dieser Zeit (1891) sind seit der letzten gleichen Position der Jahreszeiten 4236 Marsjahre verlossen und es bleiben also noch 5632 bis zur nächsten. Gegenwärtig tritt das Sommerföstitium der südlichen Marshemisphäre 36 Tage nach dem Perihel ein.

8. Die Kälte im Winter des südlichen Marspöles muß beträchtlich größer sein als die des irdischen Pöles. Die Polarnacht dauert dort 353 Tage, auf der Erde nur 182½ Tage, dann ist die Marsatmosphäre weniger dicht als unsere Lufthülle. Dennoch ist in einigen Monaten nach dem Sommerföstitium der Schnee auf dem Mars geschmolzen. Dieses Schmelzen der Eismassen könnte man für den Südpol des Mars Meeresströmungen analog unserem Golfstrom zuzuschreiben, allein diese Erklärung paßt nicht für die nördliche Marshemisphäre, da dort kein offenes Meer vorhanden ist. Man hat Grund anzunehmen, daß auf dem Mars weniger Wasser und weniger Wasserdampf vorhanden ist als auf der Erde, ebenso weniger Wolken und weniger Schnee und daß die polaren Eismassen dort weniger mächtig sind als bei uns. Vielleicht genügt die Dauer des Sommers, der zweimal so groß ist als bei uns, um das Eis zu schmelzen.

Während der letzten Erbnähe des Mars benutzte Perrotin in Nizza die Gelegenheit, um diesen Planeten zu beobachten. Dabei zeigte sich eine merkwürdige locale Erhöhung am westlichen Rande der Marscheibe, welche weißglänzende erschien. Sie zeigte sich zuerst als schwach leuchtender Punkt, der allmählich zunahm, bis er ein Maximum seiner Größe und Helligkeit erreichte, worauf er kleiner wurde und endlich verschwand. Die ganze Dauer der Erscheinung betrug etwa 55 Minuten. Wahrscheinlich handelt es sich hier um ungeheure Wolkenmassen, allein Bestimmtes läßt sich darüber noch nicht sagen.

Die Anzahl der kleinen Planeten wächst fortwährend und wir werden bald zur runden Zahl 350 gelangen, vielleicht noch ehe diese Zellen zum Druck kommen.¹ Denn man hat nunmehr auch die Entdeckung derselben auch die Photographie anzuwenden begonnen, welche gegenüber der bisherigen Methode zweifelsohne große Ueberlegenheit besitzt. Unseres Wissens ist die erste photographische Entdeckung dem Dr. Wolf auf dessen Privatsternwarte

¹ Am 9. December 1892 betrug ihre Zahl 348. (D. N.)

in Heidelberg gelungen. Am 22. und 23. December 1891 nahm er einen Theil des Himmels zwischen den Sternen ξ und ε der Zwillinge auf. Die Platten enthielten eine ungemein große Menge überaus lichtschwacher Sternchen und unter diesen auch zwei Planeten, wovon einer jedenfalls noch unbekannt war. Beide Planeten wurden nach erfolgter Benachrichtigung auch auf der Wiener Sternwarte gesehen und waren 12. Größe.

Durch dieses neue Entdeckungsmittel wird aber die sofortige Numerirung schwer werden, indem bei den voraussichtlich vielen Entdeckungen die zeitliche Reihenfolge der Auf- findung oft nicht gleich festzustellen sein wird. Daher haben Professor Krueger und Professor Tietjen das Uebereinkommen getroffen, daß die neuen Planeten von jetzt ab, zunächst nur mit einer provisorischen Bezeichnung 18. A, B, C u. s. w. nach dem Datum der Anmeldung bei der Centralstelle für astronomische Telegramme versehen werden. Die definitive Numerirung wird dann die Redaction des „Berliner astronomischen Jahrbuches“ erst später zu geeigneterer Zeit vornehmen und dabei alle jene Planeten, deren Bahnen infolge mangelhaften Materiales nicht berechnet werden können, von der Numerirung ausschließen.

Die neuesten Planetenentdeckungen bis Ende September 1892 sind folgende:

1. September	Wolf	in Heidelberg	1892 B. 12.	Größe
1.	"	Staus	"	1892 C. 11.
19.	"	Charlois	"	1892 D. 12.
22.	"	"	"	1892 E. 12.
25.	"	"	"	1892 F. 12.
25.	"	Wolf	"	1892 G. 11.
25.	"	"	"	1892 H. 12.

Geologische und geographische Experimente.¹

Der durch eine Reihe von Fachpublicationen bestens bekannte Professor an der Wiener Universität, Dr. Ed. Reyer, behandelt im ersten Hefte seiner jüngsten Arbeit das Capitel der „Deformation und Gebirgsbildung“, dem er im zweiten Hefte einen Abschnitt über „Vulcanische und Massen-Eruptionen“ folgen läßt. Die Gesichtspunkte, welche den Verfasser leiten, und die methodische Behandlung des Gegenstandes erfährt man aus der Einleitung, die er seinen „Faltungsexperimenten“, S. 3 bis 5, vorausschickt. Manches klingt bekannt und erinnert uns an das, was der Verfasser bereits an anderer Stelle, wie z. B. in dem „Vormorte“ zu seiner „Theoretischen Geologie“ (Stuttgart 1888), geäußert hat. Gleich auf der ersten Seite dieses Vormortes sagte Reyer: „Neben dem Paläontologen muß auch dem physikalisch und technisch gebildeten Geologen die gebührende Stelle gesichert werden; denn so manches Capitel der theoretischen Geologie (Deformation, Nebenlehre) ist zur quantitativen, mathematischen Behandlung reif . . .“ In der erwähnten Einleitung hebt nun der Verfasser hervor, wie sehr die chemische Geologie durch Experimente gefördert wurde, während die Zahl der Versuche, welche die mechanische Geologie betreffen, gering ist. Daß über Deformation wenige Experimente vorliegen und die complicirte Genesis der „Faltgebirge“, sowie die „Eruptiongeologie“ bisher kaum berührt wurden, ist erklärlich. Es fehlte einerseits an einer sicheren Methode der quantitativen Bestimmung, andererseits wurde wol mit vollem Rechte das Bedenken erhoben, „daß das Experiment die natürlichen Verhältnisse niemals direct nachbilden kann“. Mit Rücksicht auf den letzten Umstand wurde daher auch den einschlägigen Versuchen bis heute so wenig Werth beigelegt. Den Begriff des Experimentes deutet der Verfasser dahin, daß uns daselbe „von gewissen Momenten, welche unsere Forschung in der Natur beirren und erschweren“, emancipiren soll. Weiter sagt der Verfasser S. 4: „Wenn wir in der Natur einen Lavaström beobachten, können wir unmöglich die Absicht hegen, ein Material von der Zähigkeit der Lava in großen Massen und durch lange Zeit strömen zu lassen, sondern wir werden geringe Mengen einer breiigen Substanz als Strom fließen lassen und die Deformirung dieser Masse studiren“ u. s. w.

Der Verfasser calculirt weiter: „Wenn wir bei weichem Material und bei kleinem Kraftaufwand in kurzer Zeit eine Deformation erzielen, werden wir mit Recht schließen, daß es uns ebenso wie in der Natur gelingen muß, Material größerer Festigkeit mit einem größeren Aufwand von Kraft und Zeit zu deformiren.“

Nachdem es aber doch niemals gelingen wird, die hohen Temperaturgrade und die mineralogische Zusammensetzung irgend eines breiigen Versuchsmateriales auch nur annähernd so zu gestalten, wie wir sie factisch beim Lavaström in der Natur vorfinden, und die

¹ „Geologische und geographische Experimente“, von Ed. Reyer, I. und II. Hefte, Leipzig 1892. Wiltb. Engelmann's Verlag.

Erstarrung gewisser Strompartien experimentell nicht in dem Umfange durchzuführen ist, wie es wünschenswerth wäre, um grundlegende Prämissen zu gewinnen, so erscheint es uns doch vielleicht etwas zu gewagt oder saugutnisch, wenn man aus dem Verhalten breiter fließender Massen und der Deformirung derselben allzu weitgreifende Schlüsse auf die Deformation von allen stromartig auftretenden Bildungen überhaupt ziehen will. Es ist gewiß verlockend, an plastischem und leichtbrüchigem Material im Kleinen die successiven Stadien und das Resultat der Deformirung zu studiren (S. 4) und etwa mit diesem Material bei geringem Aufwand an Kraft und Zeit ein niedliches „typisches Faltgebirge“ zu erzeugen. Aber nicht unter allen Umständen dürfen wir deshalb „mit Recht schließen“, daß Material von größerer Festigkeit im Großen und in langen Zeiträumen sich analog verhalten werde.

Gewiß hat das so lange „gering geachtete geologische Experiment“ (S. 5) eine hohe Bedeutung. Eines darf man aber nie vergessen, daß das eigentliche Laboratorium, die beste Studirstube des Geologen stets die freie Natur bleiben muß, und daß man sich hüten soll, allzu viel von den Gezeiten, welche man am grünen Tische auf dem Wege der Speculation gewonnen haben will, in die Natur zu übertragen!

Der Verfasser legt die Methode seiner experimentellen Untersuchungen dar, bei denen er allerlei Material, z. B. Lehm mit Gyps-Einlagerung, Lehm mit eingeschalteter Papierschichte, obenauf eine Sandlage zc. zc., verschiedenen Druckwirkungen zc. ausgesetzt hat. Um eine exacte Darstellung der Deformationen zu erhalten, notirt er die Wege, welche bestimmte Punkte machen, und beobachtet die Anordnung der Punkte vor und nach der Deformation. Die Oberfläche der sich faltenden Schichte — das Experimentirfeld mit Längendimensionen von 0,5, 1 bis 2 Meter — theilt er in quadratische und senkrecht durchgreifende Felder ein. (Siehe Meyer: Geogr. Tag 1889.) Es zerfällt dadurch jede Schichte in Prismen von bestimmter Raumlage, von denen immer eine Seite mit der Schubrichtung coincidirt.

In 156 Figuren und 46 Textseiten werden sodann die verschiedensten Experimente erläutert und besprochen. Deformationsverhältnisse, die oft recht einfach liegen und jedem Laien auch ohne wissenschaftliche Erklärung einleuchten, werden neben schwierigeren Problemen mit wissenschaftlicher Gründlichkeit erörtert und S. 5 und 6 die hierzu nöthigen termini technici vorausgeschickt. Zu fundamentalen Sätzen finden wir dann die Ergebnisse des Experimentes niedergelegt. So heißt es z. B. S. 7: „Homogenes, plastisches Material wird durch den Schub nur verdickt, Schichten von verschiedener Consistenz erleiden dagegen Ablenkung, sie werden gefaltet. Biegt über den plastischen Schichten ein weiches, breites Material, so kann die Oberfläche nach dem Schube flach und scheinbar wenig gestört sein, während in der Tiefe intensive Faltung herrscht. Comprimirt man breite Massen, die von plastischen Schichten bedeckt werden, seitlich, so faltet sich die Oberfläche, während die Tiefe keine Faltung erleidet.“

Schaltet man (Fig. 8, S. 8) eine plastische weiße Schichte zwischen breiten Lagen ein, so zeigt sich nach der Deformation nur die weiße Mittelschichte gefaltet, während die homogenen Sedimente im Hangenden und Liegenden keine Faltung erkennen lassen zc. Es läßt sich (nach Fig. 7, 8 und 9) eine Verdickung des Schichtcomplexes nachweisen. „Die Schichtmächtigkeit, welche wir in einem Faltgebirge messen, entspricht durchaus nicht der ursprünglichen Mächtigkeit.“ Sehr klar liegt z. B. die eigens experimentell erörterte Thatsache, daß eine plastische Schichte, welche auf geeigneter Basis in Folge des eigenen Gewichtes gegen ein Hindernis abaleitet, eine analoge Deformation erleidet, wie bei der einfachen lateralen Compression. Nahe am Hindernis ist die Deformation am stärksten, während die Faltung, wenn man eine Wand gegen ein Schichtsystem preßt, in der Nähe der Wand am stärksten ist.

Bei der experimentellen Besprechung der Antiklinalaufbrüche, Klemmfaltung, Ausquetschung und der pseudoruptiven Prozesse gelangt der Verfasser schon zu complicirteren Vorgängen. Er resumirt S. 14 Folgendes: „Ist eine sehr plastische Schichte zwischen starrer eingeschaltet, so wird das weiche Material oft in die Rupturen der starren Schichten injicirt, ja es kann eruptiv bis an die Oberfläche dringen: Schlammgänge, Schlammvulcane.“

Am zwei hellen Gypsschichten und zwei schwarzen Lehmschichten, welche von mächtigen, grauen, breiten Massen überlagert wurden, studirte der Verfasser das „Maß der Faltung“ und die „Amplitude der Wellen“. Er kommt zu folgenden Schlüssen (S. 15 und 17): „Je härter die liegenden Schichten, je näher eine Schichte der starren Basis liegt, um so unbedeutender ist die Synklinaldepression und desto bedeutender ist die Antiklinalelevation. Wenn dagegen unter einer starren, sich faltenden Schicht mächtiges weiches Material liegt, kann die Synklinaldepression namhaft und die Antiklinalelevation sehr unbedeutend sein. . . . Die Amplitude wird in den oberen Schichten immer größer, gegen die starre Basis dagegen minimal, analog den Wellen eines Liquidiums.“

In ähnlicher Weise werden experimentell behandelt und besprochen: Die Wellenwege; Ueberschiebung und Wechsel; Streckung der Schichten; Deformation durch starre, pressende Körper und Deformation eingeschalteter plattischer Partikel; Bretung der Schichten; Faltenbrüche und Ueberschiebung; Variation im Streichen; ruhige Gebiete neben und in Faltenzonen; das ruhige Vorland; Seebildung in Faltegebirgen und Ausfüllung der Synklinen durch Sedimente.

Im zweiten Hefte werden in 55 Seiten mit 215 Textfiguren vulcanische und Massen-Eruptionen experimentell und theoretisch besprochen.

Zuerst wird die Bewegung der Lavaströme und das Ueberrollen behandelt. Als Versuchsmaterial dient Seife,¹ welche mit wenig Wasser gekocht, eine langsam sich deformirende Masse giebt. Dünn aufgestreutes Lehmpulver bildet eine zarte Kruste, welche durch die strömende Bewegung in kleine Partikel zerrissen wird. Etwas dicker gestreuter Gyps bildet größere haltbare Schollen. Einem Capitel über Gänge und Bewegung des Magmas (S. 9) folgen Versuche über Bruchkratere, vulcanische Stöcke (Necks), über Deformation der Ergußoberfläche, Krustenprengung, Ausheilung der Krustenrisse, Depression und Deformation der Kruste durch geförderte Massen. Weiterhin wird (S. 29) der Durchbruch des Magmas durch die Kruste behandelt, die Eruption von intrusiven Massen besprochen zc., Flankenströme und Sedimente, Lagergänge, Substruktion, combinirte Massivs und die zwischen Sedimenten eingelagerten Massivs erörtert. Auf S. 53 bis 55 gelangt der Verfasser schließlich zu folgendem etwas kühnen Resultat: „Die Experimente ahmen die Beziehungen in der Natur nach und gestatten uns, die Vorgänge zu verfolgen, deren Resultate dem Geologen vorliegen. Es werden insbesondere verständlich die complicirten Beziehungen, welche wir in den Massivs beobachten und welche so verschiedene Deutungen erfahren haben Granitmassivs sind mit den gemeinen vulcanischen Ergüssen durch mannigfaltige Zwischenformen verbunden. (Geologische Aufnahmen des Verfassers in 20 Eruptionsgebieten führen ihn zu diesem Schlusse) Die Structurdifferenzen sind durch Druck bedingt. Magmaströme am Land erstarren als Lava, im tiefen Meer aber bilden sie granitische Decken Die Intrusionsphänomene sind durchaus nicht an die Massivs gebunden“ Wetters folgert er: „Wir dürfen schließen, daß die Massivs ebenso wie die Lavaströme aus gemeinen Gängen gefördert werden; daß sie insgesammt auf einer festen Basis aufruhcn. Diese Basis besteht aus mehreren verschieden tief abgesunkenen Schollen. Die Verwerfungen zwischen den Schollen dienen als Förderwege; der Anwachs der Massivs mag rascher vor sich gegangen sein, als jener der gemeinen vulcanischen Ergüsse, doch war er sicher nicht paroxysmisch. Granitmassivs von mehreren 1000 Meter Mächtigkeit brauchen zu ihrer Bildung so lange wie mächtige Sedimentcomplexe. Granitmassivs sind also zeitlich äquivalent mit sedimentären Formationen u. s. w.“

Besonders wichtig für den Tectoniker erscheint dem Verfasser die „Bathystopie“, d. i. die tectonische Erschließung der unzugänglichen Tiefen. Aus der Gestalt des Sedimentmantels, der die Massivs umkleidet, glaubt der Verfasser die Gestalt der darunter zum Theil oder ganz verborgenen Massen annähernd zu bestimmen. Nachdem die großen Arven der Massivs den Fördergängen des Magmas entsprechen, meint der Verfasser aus der oberflächlichen Structur auf die Existenz und Richtung tiefer, alter Rupturen schließen zu dürfen.

Mit dem Sage, daß sich „auf Grund der Experimente mit einiger Sicherheit bis zu namhaften Tiefen . . . nicht nur die Structur der Faltegebirge, sondern auch der Aufbau der granitischen Gebiete und der Verlauf der darunter verborgenen Rupturen der Erdkruste“ bestimmen läßt, schließt der Verfasser seine Auseinandersetzungen, in denen er sich bemühte, nach Möglichkeit auf inductivem Wege zu Resultaten zu kommen. Daß er dabei der Deduction unwillkürlich einen zu großen Spielraum geben mußte und speculativen Betrachtungen vielleicht einen gar zu bathystopischen Platz gewährte, liegt in der Natur der schwierigen Probleme, deren Lösung er anstrebte. Die Diction Meyer's ist immer vornehm und die Lesbarkeit hat dadurch gewonnen, daß der Verfasser seine Orthographie, die in den ersten Werken desselben so föhrend wirkte, allmählich rectificirt hat. Wir können die Lectüre der neuesten Meyer'schen Abhandlungen bestens empfehlen.

Dr. St.

¹ Der Referent benutzte einmal zu ähnlichen Versuchen eine hierzu vorzüglich geeignete Käseforte, den oberösterreichischen sogenannten „abgesottenen Käse“, der einzelne Gasblasen in einer an der Oberfläche sich rasch runzelig incrustirenden, aber sonst homogenen und langsam fließenden Grundmasse erkennen läßt. Aufgestreuter Pfeffer, eingestecte Zahnstöcher zc. ließen alle Phasen der durch Strömen herbeigerufenen Deformation verfolgen. Dieses triviale Experiment gewährte auch einen Einblick in die im Innern vor sich gehenden Veränderungen, z. B. Ausziehen der Gasblasen, Ueberwallungen, Ausmalzungen zc. zc.

Politische Geographie und Statistik.

Die Insel Borneo.

(Mit einer Karte.)

Die Insel Borneo ist nach Grönland und Neuginea die größte Insel der Erde, indem sie nicht weniger als 736.400 Quadratkilometer umfaßt. Ihr bei uns üblicher Name ist durch die Portugiesen aus Bruni oder Brunai verderbt; die Malayen nennen die Insel Kalimantan. Borneo hat im Gegensatz zu allen anderen malayischen Inseln den Charakter des Massigen, Ungegliederten, Unzugänglichen und ist daher auch weniger bekannt als die meisten anderen. Zwischen Brunei im Norden und Bandjermassin im Süden beträgt die Breite fast 1000 Kilometer, und unter dem Aequator, welcher die Insel fast genau in der Mitte schneidet, beinahe ebenso viel. Der Küstenumfang mißt etwa 5200 Kilometer. Sehr wahrscheinlich ist der gegenwärtigen Gestalt von Borneo eine ähnliche zu Grunde gelegen, wie sie Celebes und Halmahera in ihrer eigenthümlich zerrissenen Gestaltung zeigen. Denn die Gebirgszüge bezeichnen vier ähnliche Längserstreckungen nebst einem kurzen westlichen Ausläufer, wie die Halbinseln jener beiden Inseln sind; und die Thäler zwischen diesen Gebirgsketten sind weite, theils tertiäre, theils alluviale Ebenen, welche erst allmählich den Boden der ehemaligen Meerbusen ausgefüllt haben. Ist man auch gegenwärtig über den Gebirgsbau Borneos noch nicht zur Geringe unterrichtet, so ist durch die neuesten Untersuchungen doch bekannt geworden, daß nicht eine regelrechte Gebirgskette, wie bisher angenommen wurde, Nordwestborneo in nordöstlicher Richtung durchzieht, sondern daß die Insel von einem unregelmäßigen Berglande durchsetzt ist, an dessen Aufbau krystallinische Schiefer, devonische und carbonische Schichten und ganz besonders Ablagerungen der Kreidformation theilnehmen, welcher die angeblich alten Schiefer wol größtentheils zuzurechnen sind. Auch alte Gruptivgesteine, namentlich Granit und Diorit, fehlen nicht. Während man früher das Vorkommen von Vulkanen auf Borneo ganz leugnete und diese Insel mit Celebes als die nicht vulcanische Mitte des malayischen Archipels bezeichnete, sind in neuester Zeit mehrere Zeugen vulcanischer Thätigkeit aufgefunden worden. So erhebt sich im Districte Montrado im Norden des Kapuas nahe der Küste von Westborneo der 75 Meter hohe abgestumpfte Vulcankegel des Melabu und im Bajanggebirge wurden zwei kleine Feuerberge, Sitong und Pando, von 70 bis 80 Meter Höhe, entdeckt. Diese Vulcane liegen augenscheinlich am nördlichen Rande des alten Gebirges von Borneo und könnten daher möglicherweise Reste der eingebrochenen Innenzone eines Bogens sein, der vielleicht von Malakka über Borneo nach Palauan und Luzon zieht, sich also an den Bogen der beiden letzten Inseln anschließt. Der höchste Berg Borneos ist der granitische Kinibalu im äußersten Nordosten der Insel, welcher bis zu 4175 Meter ansteigt und somit weit über die Waldregion sich erhebt. An den Küsten sind die Gebirge insgesammt von geringer Höhe, gegen das Innere zu aber steigen sie immer höher an; die mittlere Höhe des inneren Berglandes beträgt 2000 Meter, einzelne Gipfel jedoch sind ansehnlich höher, wie der Malu, Marud, Gura in Brunei, der Seribu an der Grenze von Serawak u. a. Der Badang im Westen (in Montrado) ist nur 975 Meter, der Brambangan Badak im Nordwesten 1000 Meter, der höchste Gipfel des Batu-Tempatungebirges im Osten 1868 Meter hoch. Die bedeutendsten Flüsse sind der an der Westküste mündende Kapuas, der nach Süden sich wendende Barito und im Osten der in die Straße von Matassar sich ergießende Mahakam oder Kutai. Sie alle sind schiffbar; an der Nordwestküste münden 23 Flüsse, welche für Schiffe mit 4 Meter Tiefgang durchschnittlich 150 Kilometer aufwärts fahrbar sind.

Das Klima von Borneo ist nirgends drückend und nicht ungefünder als das von Java. In Pontianak unter dem Aequator ist die mittlere Temperatur 27,8° C., und sie steigt nie über 33,3°. In Kutai beträgt die Mitteltemperatur 33° C. Bei Sonnenaufgang zeigt das Thermometer gewöhnlich 22 bis 23°. Regen fällt wol täglich, am meisten in der eigentlichen Regenzeit vom November bis Mai, in welcher auch heftige Winde wehen. Obwol der Boden für den Getreidebau ungünstig ist, so ist die Vegetation doch üppig und prachtvoll. Die Reiscultur ist allgemein verbreitet und der Reis bildet die Hauptnahrung. Auch Mais und Gemüse werden gebaut. Für den Handel gewinnt man Gutapercha, Kampher, Zimmt, Muscatnüsse, Honig, Wachs, Drachenblut, Benzoescharz, Sago, Palmzucker, Rotang; an Nutzholz sind die Wälder überreich. Nagdthiere sind in den letzteren in Ueberfluß vorhanden. Von hohem Werthe für die Zukunft Borneos ist das Vorhandensein von Kohlen und Edelmetallen. Fossile Kohlen finden sich theils in den Schichten der Carbonformation, wie z. B. in Serawak, theils in den Ablagerungen der Kreide und des Gura, wie auf Labuan, in Brunei, theils im Tertiär, wie z. B. am Mahakam, wo deren Masse auf 3½ Millionen Tonnen geschätzt wird. Von Metallen finden sich Gold, Silber, Quecksilber, Kupfer, Eisen, Blei, Platin, Zink, Antimon in ansehnlichen Mengen. Auch Diamanten sind vorhanden, deren

Gewinnung aber aufgehört hat, da die Minen Borneos die Concurrenz mit denen des Caplandes nicht bestehen konnten.

Borneos Bevölkerung besteht etwa zu drei Vierteln aus eingebornen heidnischen Dajaks, dazu kommen die angeblich aus Sumatra gekommenen mohammedanischen Malayen, die Herren des Landes, ferner Chinesen und Colonisten aus Celebes, zusammen etwa 1,734.000 Seelen. Die Insel ist nur sehr spärlich bewohnt; es entfallen auf 1 Quadratkilometer nur 2,4 Einwohner. Gegenwärtig theilen sich zwei europäische Mächte, England und Holland, in den Besitz der Insel, der aber größtentheils nur auf ein Protectorat hinausläuft. Im englischen Antheile steht der der Nord-Borneo-Compagnie gehörige Nordosttheil der Insel unter dem Schutze der britischen Regierung, über die Sultanate Brunei und Serawat übt England das Protectorat. Dazu kommt als ältester britischer Besitz die kleine Küsteninsel Labuan. Die Holländer, welche ihren Antheil in zwei Residentien, Westküste und Süd- und Ostküste, verwalten, besitzen im Innern und im Südwesten noch wenig Einfluß.

Darnach ergibt sich folgende Uebersicht der Insel:

	Quadratkilometer	Einwohner	auf ein Quadratkilometer
Britisch-Nord-Borneo . . .	80.300	200.000	2,5
Insel Labuan	78	6.015	75
Sultanat Brunei	21.000	50.000	2,5
„ Serawat	106.200	320.000	3
Britisch-Borneo	207.578	576.015	2,7
Residentie Westküste . . .	154.500	414.000	2,5
„ Süd- u. Westküste . . .	374.400	750.000	2
Niederländisch-Borneo . . .	528.900	1.164.000	2
Gesammt-Borneo	736.478	1.740.000	2,4

Grenze ist die bisher nicht genau festgestellte Grenze zwischen dem britischen und dem niederländischen Besitz normirt worden. Diese Grenze zieht sich von der Ostküste aus unter 4° 10' nördl. Br. zunächst zwischen den Flüssen Sudang und Sinengaris bis zu 117° östl. L. v. Gr. hin, erreicht dann den Gipfel des Gebirges, welches die Wasserscheide zwischen den nach der Nordwest- und den nach der Ostküste fließenden Wasserläufen bildet und endet an der Westküste in Tandjong Datu.

Im Vorjahre (1891) ist der niederländische Ingenieur N. A. Gehout mit dem Vorschlage vor die Oeffentlichkeit getreten, die niederländische Colonialregierung möge in dem bisher von ihr vernachlässigten Borneo zur Hebung des Handels, der Production und zur Förderung der Civilisation der Bewohner Eisenbahnen bauen, und zwar eine Linie quer durch die Insel von der Mündung des Mahakkam nach Pontianak an der Kapuasnmündung; dann eine Zweiglinie, welche die wichtigste Stadt Bandjermassin im Süden mit der ersten Linie verbindet. Beide projectirte Linien erscheinen auch auf unserer Karte eingetragen. Doch ist derzeit wenig Aussicht vorhanden, daß diese Bahnen wirklich gebaut werden.

Königreich Belgien. Dem L'Annuaire de statistique de la Belgique (XXII, 1891) entnehmen wir folgende neueste statistische Angaben über die Bevölkerung von Belgien:

Provinzen	Quadratkilometer	Bevölkerung am 31. December 1890	auf 1 Quadrat- kilometer
Antwerpen	2.832	699.919	248
Brabant	3.283	1.106.158	337
Flemm. Brabant	3.722	1.048.546	282
Lüttich	2.412	222.814	92
Lüttich	2.895	756.734	262
Luxemburg	4.418	211.711	48
Namur	3.660	335.471	92
Ostflandern	3.000	949.526	319
Westflandern	3.234	733.442	228
	29.456	6,069.321	206

Die sechs Städte mit mehr als 50.000 Einwohnern sind:

Antwerpen	224.012	Lüttich	147.660
Brüssel	176.138	Malines	51.014
Gent	148.729	Schaerbeck	50.826

17 Gemeinden hatten 25.000 bis 50.000 Einwohner, 6 Gemeinden 20.000 bis 25.000, 9 Gemeinden 15.000 bis 20.000, 35 Gemeinden 10.000 bis 15.000 und 108 Gemeinden 5000 bis 10.000 Einwohner.

Die Einwanderung betrug während des Jahres 1890 21.458 Personen, die Auswanderung 21.675 Personen. Von den 21.458 Einwanderern kamen 9396 aus Frankreich, 5180 aus Deutschland, 3776 aus den Niederlanden, 818 aus dem Großherzogthum Luxemburg. Von den Auswanderern gingen 11.703 nach Frankreich, 3483 nach Deutschland, 2823 nach den Niederlanden, 1482 nach Nordamerika und 523 nach England. Der Stand der Bildung von den an der Militäraushebung theilnehmenden jungen Leuten war der folgende:

	1870	1880	1890
Weder lesen noch schreiben konnten	24,01 Procent	17,49 Procent	13,29 Procent
Nur lesen konnten	5,22 "	4,17 "	2,69 "
Nur lesen und schreiben konnten	31,99 "	45,45 "	50,66 "
Eine vollständigere Bildung hatten	38,78 "	32,89 "	33,36 "

(B. B.)

Statistik des Waarenverkehrs Deutschlands mit seinen Colonien im Jahre 1890. Ueber den Waarenverkehr Deutschlands mit seinen Colonien im Jahre 1890 entnehmen wir der „Statistik des Deutschen Reiches“ (Neue Folge, Band 55) folgende Angaben: Die Einfuhr in den freien Verkehr (ohne den Veredelungs- und Durchgangsverkehr) betrug:

	Kilogramm	Mark
Aus Deutsch-Westafrika (Togo, Kamerun, südwestafrikanisches Gebiet)	15,383.900	5,189.000
Aus Deutsch-Ostafrika	419.400	489.000
Aus Deutsch-Neu-Guinea u. c.	259.500	190.000
Zusammen	16,062.800	5,868.000

Die Ausfuhr aus dem freien Verkehr betrug:

	Kilogramm	Mark
Nach Deutsch-Westafrika	4,324.400	3,243.000
Nach Deutsch-Ostafrika	766.100	320.000
Nach Deutsch-Neu-Guinea	1,326.200	240.000
Zusammen	6,416.700	3,803.000

Die Ein- und Ausfuhr zusammengenommen betrug hiernach 22,079.500 Kilogramm im Werthe von 9,671.000 Mark.

Das Wachstum der Silberproduction. Auf Grund der Ermittlungen des Münzdirectors Leech in Washington gewinnt man eine Uebersicht über das stetige Wachstum der Silberausbeute seit 1878. Die Silberproduction betrug (in Dollars) :

Jahr	Bereinigte Staaten	Mexiko	Süd- u. Centralamerika	Anderer Länder	Zusammen
1878	34,960.000	20,891.000	9,133.000	8,491.000	73,476.000
1879	31,550.000	19,459.000	13,534.000	9,705.000	74,250.000
1880	30,320.000	19,459.000	13,534.000	11,476.000	74,791.000
1881	32,260.000	21,402.000	13,534.000	10,692.000	78,890.000
1882	36,200.000	22,610.000	15,012.000	12,647.000	86,470.000
1883	35,730.000	22,863.000	19,948.000	10,631.000	89,177.000
1884	37,800.000	21,079.000	15,308.000	7,408.000	81,597.000
1885	39,910.000	24,833.000	16,784.000	10,124.000	91,652.000
1886	39,440.000	25,520.000	17,936.000	10,379.000	93,276.000
1887	41,260.000	29,053.000	15,592.000	10,233.000	96,141.000
1888	45,780.000	31,995.000	18,447.000	12,664.000	108,888.000
1889	50,000.000	36,772.000	17,142.000	19,290.000	123,204.000
1890	54,500.000	37,400.000	18,430.000	22,501.000	132,832.000
1891	58,330.000	38,671.000	19,728.000	24,134.000	140,865.000

Obwol während der letzten zwanzig Jahre der Preis des Silbers um 33 Procent fiel, ist die Production desselben noch immer in Steigerung begriffen, und es läßt sich auch fernerhin ein Wachstum der Silberproduction erwarten. Silber kommt nämlich in Verbindung mit anderen Metallen vor, welche noch immer großen Nutzen bei der Production gewähren, so daß die Ausbeute von Silber noch bei viel niedrigeren Silberpreisen eine ganz lohnende ist. Nicht bloß mit Gold, sondern auch in der Verbindung mit Blei gewährt die Silberproduction noch Profit, auch wenn der Preis des Silbers noch viel tiefer sinkt.

Der Außenhandel der Tongaineln 1890. Der Gesamtwerth des Außenhandels belief sich auf 1,5 Millionen Mark, davon 0,592 Millionen Mark Einfuhr und 0,908 Millionen Mark Ausfuhr. Die meist theilhaftigen Länder waren England (0,264 Millionen Mark Einfuhr und 0,416 Millionen Mark Ausfuhr) und das Deutsche Reich (0,252 Millionen Mark Einfuhr und 0,424 Millionen Mark Ausfuhr). Außerdem kommen noch Rußland, Dänemark und

Frankreich in Betracht, aber nur mit geringen Summen. Den Hauptausführgegenstand der Inseln bilden getrocknete Cocosnußkerne (Kopra), für 0,696 Millionen Mark; außerdem sind frische Früchte, für 0,128 Millionen Mark, Kava, Walfischtran u. a. zu nennen.

Zahl der Maoris auf Neu-Seeland. Als die Colonie Neu-Seeland im Jahre 1839 gegründet wurde, schätzte man die eingebornen Maoris auf 80.000. Im Jahre 1857 zählten sie 56.049 und im Jahre 1886 war ihre Zahl auf 41.969 — 22.840 männlich und 19.129 weiblich — und nach dem Censüs vom 5. April 1891 auf 41.523 — 22.633 männlich und 18.890 weiblich — gefallen.

Berühmte Geographen, Naturforscher und Reisende.

Dr. Matteo Fiorini.

Die Geographie ist bekanntlich eine Wissenschaft, die in Italien sich sorgfältiger Pflege erfreut, wie erst unlängst diese Zeitschrift bei der Gelegenheit hervorheben konnte, als sie ihre Leser mit zwei der bedeutendsten italienischen Fachleute bekannt machte, nämlich mit Cora und Marinelli. Ihnen zur Seite möchten wir ohneweiters den Dr. Matteo Fiorini, gewiß die erste italienische Autorität auf dem Gebiete der Kartenprojectionslehre, stellen.

Matteo Fiorini wurde in Felizzaro (Provinz Alexandrien) am 14. August 1827 geboren, legte in Verri die Gymnasialstudien zurück und bezog 1844 die Turiner Universität, an welcher damals noch der berühmte Plana, der Architect Carlo Promis und der noch lebende General Menabria wirkten, deren Vorlesungen Fiorini besuchte. Im Jahre 1848 zum Wasserbau-Ingenieur diplomirt, widmete sich Fiorini sogleich dem Lehramte, indem er als Privatdocent für mathematische Disciplinen an der Turiner Universität eine Stelle bezog. Kurz darauf bestand er eine in Italien heute noch übliche Concursprüfung, derzufolge er zum Dottore collegiato des Ateneo Torinese ernannt wurde. Als im Jahre 1858 die piemontesische Catastralcommission neugegründet wurde, erhielt Fiorini den Auftrag, mit dem Catastraldirector Antonio Rabbini sich an der Reorganisation derselben zu betheiligen; doch kaum waren es zwei Jahre, daß er derselben seine Thätigkeit widmete, als er (1860) durch den damaligen Unterrichtsminister Cerenzio Mamiani zum ordentlichen Professor der Geodäsik an der Universität Bologna ernannt wurde, an welcher Fiorini heute noch wirkt.

Seine literarische Thätigkeit leitete Fiorini in dem verhältnismäßig späten Alter von 50 Jahren ein, und zwar mit einer Abhandlung legaler Natur: „Delle alluvioni secondo il diritto romano“, welcher gleich darauf ein dickes Buch: „Le Alluvioni. Trattato della natura, acquisizione e divisione degli incrementi fluviali“ (Bologna 1878) folgte. Im Jahre 1879 veröffentlichte er eine ziemlich umfangreiche Monographie aus dem Gebiete des Straßenbaues: „Note sulle svolte stradali“ und von da ab widmete er sich mit Leib und Seele der Kartenprojectionslehre. Sein classisches Werk „Le proiezioni delle carte geografiche“ steht in der italienischen Literatur einzig da und bildet ein würdiges Seitenstück zu den modernen Werken von Germain und Gretschel, von welchen es sich durch die eigenhümliche Behandlung des Gegenstandes wesentlich unterscheidet; indem Fiorini die Aufgabe der Kartenprojectionen von einem allgemeineren Standpunkte auffaßte und allgemeine Grundsätze für die Projectionstheorie aufstellte, aus welchen sich dann die besonderen Fälle leicht ableiten lassen, wußte er sein Werk mit dem Stempel der Originalität zu versehen. Und vom Jahre 1882 an giebt es für Fiorini keine Ruhe mehr. Bald entdeckt und beschreibt er werthvolle kartographische Monumente, die er aus den verschiedensten Archiven seines Vaterlandes hervorholt, bald geht er in die theoretische Behandlung einzelner Projectionarten mit einer Gründlichkeit ein, die den Gelehrten und den gewiegten Fachmann charakterisirt, bald faßt er die Kartographie von ihrer praktischen Bedeutung an.

Eine wesentliche Bereicherung erfuhr durch ihn die Geschichte der Kartographie. Allein der Leser wird sich einen besseren Begriff von Fiorini's Bedeutung als Fachmann auf dem Gebiete der Kartographie machen, wenn wir von seinen Schriften die folgenden anführen, die wir kennen: „Nota sopra la proiezione cartografica isogonica“ (1882, 1883), „Note ipsometriche sopra la regione bolognese“ (1883), „L'Avulsione“ (1884), „Misure lineari, superficiali ed angolari offerte dalle carte geografiche“ (1886), „Le proiezioni quantitative ed equivalenti nella cartografia“ (1887), „Le proiezioni cordiformi nella cartografia“ (1889), „Curiosità cartografiche“ (1889), „Gerardo Mercatore e le sue carte geografiche“ (1889), „I Globi di Gerardo Mercatore in Italia“ (1890), „Le proiezioni cartografiche di Albiruni“ (1891), „Il mappamondo di Fausto Rugheri“ (1891), „Vincenzo Bronelli ed i suoi globi cosmografici“ (1892).

Die Broschüre über Mercator überragt alles Andere, was bisher über den deutschen Geographen geschrieben wurde, insofern es sich um die geographische Thätigkeit des Ersteren handelt.

Obwol ein Fünfundsechziger, fühlt sich Fiorini noch ganz jung, er lehrt in Bologna mit der gleichen Frische des Geistes, mit welcher er rastlos schreibt. Vor ihm war die Kartenprojectionslehre in Italien arg vernachlässigt, obwol ein Vorgänger bereits auf diesem Gebiete Manches geleistet hatte. Aber Fiorini war erst der Mann, der diesen Theil der Geographie in seinem Vaterlande zum rechten Bewußtsein brachte. Und so möge er noch lange die Feder führen und recht tüchtige Schüler heranbilden, die ihm zur Ehre und der Wissenschaft zum Nutzen gereichen. G. G.



Dr. Matteo Fiorini.

Geographische Nekrologie. Todesfälle.

Dr. Theodor Menke.

Am 14. Mai 1892¹ starb im fast vollendeten 73. Lebensjahre in Gotha Dr. Theodor Menke, einer der bekanntesten und tüchtigsten Vertreter der historischen Geographie. Es ist eine Ehrenpflicht unserer „Mundschau“, des verdienten Gelehrten und Bearbeiters des berühmten Spruner-Menke'schen Atlases an dieser Stelle zu gedenken.

Heinrich Theodor Menke wurde am 24. Mai 1819 in Bremen als der Sohn des dortigen Gymnasialdirectors und Professors Menke geboren. Nachdem er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt seine wissenschaftliche Vorbildung erhalten hatte, widmete er sich in Bonn dem Studium der Philologie und Theologie, zweier Studienzweige, die zu jener Zeit fast

¹ In den meisten Todesanzeigen ist der 17. Mai als Todestag angegeben; das ist unrichtig.

stets mit einander verbunden waren. Infolge des gewaltigen Eindruckes, den das kurz vorher erschienene „Leben Jesu“ von David Strauß auf ihn machte, richtete er seine Studien insbesondere auf den Zusammenhang der griechischen Cultur mit der des Orientis. Eine Frucht derselben war seine Dissertation über das alte Aegypten, mit der er im Jahre 1843 an der Universität Halle promobirte. Nach beendigtem Studium war Dr. Menke dann eine Zeit lang als Lehrer an der Hauptschule in Bremen thätig. Während dieser Zeit war es auch, wo er mit dem später so bekannten Marschdichter Hermann Allmers (in Rechtenketh a. d. Weser) nahe befreundet wurde, in dessen Begleitung er im Jahre 1845 eine Fußwanderung durch Mittel- und Süddeutschland unternahm. Theodor Menke ist vermöge seiner allseitigen gründlichen Bildung von dem größten Einfluß auf den zwei Jahre jüngeren Allmers gewesen und hat bei ihm namentlich jenes Interesse für Geographie, Culturgeschichte und Volkskunde erweckt, woraus später dessen „Marschenbuch“ hervorging. Das



Dr. Theodor Menke.

Jahr 1848 veranlaßte Menke, den Lehrerberuf, in dem er seine Befriedigung nicht fand und der damals ihm wenig günstige Aussicht bot, aufzugeben und noch nachträglich in Heidelberg und Berlin Jurisprudenz zu studiren. Dann ließ er sich in seiner Vaterstadt Bremen und später in dem benachbarten Hafentädtchen Wegebeck als Advocat nieder. Aber auch dieser Beruf, für dessen geschäftliche Seite er wenig Sinn hatte, sagte ihm nicht zu; nur als echter Freund des Volkes fand er fort und fort seine Befriedigung im Verkehr mit demselben und namentlich als Anwalt und Schlichter des kleineren Handwerkers oder Arbeiters gegen den Druck von Seiten der Höheren und mit größeren Geldmitteln ausgerüsteten, wie gegen jedes andere Unrecht. So ward ihm denn bald in diesen Kreisen eine Liebe und Verehrung zutheil, die ihm das Scheiden daraus weit schwerer machte, als er selbst gedacht hatte. Nun aber halfen ihm seine vortrefflichen Kenntnisse in der historischen Geographie zu einer Thätigkeit, die seinen Namen auf die Nachwelt bringen sollte. Er trat im Jahre 1851 mit der geographischen Anstalt von Justus Perthes in Gotha in Verbindung; der damalige Chef dieses Instituts, Wilhelm Perthes, betrieb mit ihm die Herausgabe eines Atlases, der an die Stelle des Stieler'schen „Schul-Atlas der alten

Welt" treten sollte. Der von Dr. Menke bearbeitete neue Atlas „Orbis antiqui descriptio" hatte einen solchen Erfolg, daß alljährlich neue, stets revidirte Auflagen gedruckt wurden. Dadurch blieb Menke in steter Beziehung mit der Gothaer Anstalt, und so ist es gekommen, daß er allmählich seine juristische Laufbahn aufgab und sich immer mehr kartographischen Arbeiten widmete. Im Jahre 1858 begann er mit der Neubearbeitung der dritten Auflage von Spruner's Atlas Antiquus, dessen erste Lieferung dann allerdings erst im Juni 1862 erschien. Dafür war die Bearbeitung aber auch in Anlage und Behandlung so sehr von den beiden früheren verschieden, daß fast ein neues Werk entstand. Dreizehn ganz neue Platten wurden eingefügt und die übrigen besonders durch Hinzufügung einer beträchtlichen Anzahl neuer Nebenkarten völlig umgearbeitet. Der Atlas, der nunmehr 31 Karten umfaßte, wurde im August 1865 beendet.¹

Eine noch viel größere Umwandlung, ja von Grund aus neue Herstellung, erfuhr aber die zweite Abtheilung des Spruner'schen Atlases, eine Neugestaltung, die selbst so weit ging, daß nicht einmal der Titel beibehalten, sondern umgemodelt wurde in: „Hand-Atlas für die Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit." Im September 1864 siedelte Dr. Menke nach Gotha über und legte den ersten Plan für die Neubearbeitung vor. Die zweite Auflage hatte 73 Karten mit 119 Nebenkarten enthalten, von diesen sollten 27 Karten neubearbeitet, 46 revidirt werden, ebenfalls war eine bedeutende Vermehrung der Nebenkarten in Aussicht genommen. Dieser Umfang erwies sich aber sehr bald zu eng für die Masse des Materials, denn Dr. Menke begann seine Arbeit gänzlich von vorne, knüpfte nicht an die Spruner'schen Karten an, sondern ging auf das gesammte ältere Material zurück. Im weiteren Verfolg dieser erschöpfenden und systematisch betriebenen Quellenstudien, die einen Zeitraum von mehreren Jahren in Anspruch nahmen, erweiterte sich daher der Plan des Werkes auf 90 ganz neue Karten mit 376 Nebenkarten. Die Herstellung des Atlas war ein Riesenwerk, und so viel auch vorgearbeitet war, es stellte sich mit der Zeit heraus, daß das gegebene Versprechen, alle drei Monate eine Lieferung erscheinen zu lassen, unhaltbar war, es traten einige längere Unterbrechungen ein, und statt 1876 wurde der Atlas erst im December 1879 durch Ausgabe der letzten Lieferung vollendet. Ein volles Jahrzehnt hatte der Atlas ein überreiches Maß von Zeichner- und Stecherkräften absorbiert und Schwierigkeiten aller Art hatten überwunden werden müssen. Spruner-Menke's historischer Atlas ist aber auch nicht allein von der Kritik einstimmig als für die geschichtliche Wissenschaft von höchster Bedeutung bezeichnet, sondern geradezu als ein würdiges Denkmal deutscher Gelehrsamkeit und deutscher Kartographie hingestellt. Der weitaus überwiegende Theil desselben ist ausschließlich Menke's Werk, nur gegen Ende der Bearbeitung mußten, um den Abschluß zu erreichen, einige auswärtige Gelehrte zur Mitarbeiterchaft herangezogen werden.

Auch ein „Bibelatlas" (in acht Karten) war von Menke bereits 1866 herausgegeben. Nach Beendigung des großen Atlas übernahm Dr. Menke den Auftrag des königlichen preussischen Staatsarchivs, ein Handbuch der historischen Geographie des alten Deutschen Reiches zu schreiben. Mit großem Fleiß bearbeitete er das ihm aus zahlreichen Bibliotheken und Archiven zugänglich gemachte massenhafte Material. Infolge eines gefährlichen Uebels, das er sich durch langjähriges Stehen am Arbeitspulte zugezogen hatte und das leider im Jahre 1882 die Amputation des einen Fußes nöthig machte, wurde leider des Verstorbenen Arbeitskraft so beeinträchtigt, daß das Werk unvollendet geblieben ist. Der erste Band sollte im nächsten Jahre druckfertig sein, an den anderen war fleißig vorgearbeitet. Die von ihm hinterlassenen sehr umfangreichen Manuscripte und Kartenskizzen sind in den Besitz des königlichen Staatsarchivs in Berlin übergegangen.

Verständlich war Dr. Menke trotz mancher Schroffheit ein edler, dem Idealen zugewandter Mensch. Auch seine poetische Begabung war keine geringe, obwohl die Zahl seiner Dichtungen nur klein ist; vor allen kennzeichnen ihn seine patriotischen Lieder als einen echten Dichter und alle als den liebenswürdigsten und reinsten Charakter. Durch Schwerhörigkeit an der Theilnahme am öffentlichen Leben beschränkt, führte er ein sehr zurückgezogenes Gelehrtenleben; er hinterläßt eine verwitwete Tochter. An mannigfacher Anerkennung hat es dem Verstorbenen doch nicht gefehlt; schon 1877 wurde er von der Akademie der Wissenschaften zu München zum correspondirenden Mitgliede gewählt; auch andere historische und geographische Vereine ehrten ihn durch Wahl zum correspondirenden Mitgliede. Selbst Graf Moltke und sogar Napoleon III. haben ihm ihre Anerkennung für seine Arbeiten brieflich ausgesprochen. Sein schönstes Denkmal wird aber immer bleiben der Spruner-Menke'sche Atlas.

Br

B. B.

¹ Vgl. die Jubiläumsschrift „Justus Perthes in Gotha 1785 bis 1885".

Todesfälle. Der amerikanische Lieutenant **Friedrich Schwatka**, bekannt als Führer der letzten Expedition zur Auffindung der Ueberreste Sir John Franklin's 1878 bis 1880, ist am 1. November 1892 in New-York plötzlich gestorben. Biographie und Bildniß des verdienten Mannes finden unsere Leser in „Mundschau“ XI, S. 376 ff.

General der Infanterie **Karl Spruner von Merz**, berühmter Geograph, starb am 24. August 1892 zu München im 89. Lebensjahre. Seine bekannteste und bedeutendste Arbeit ist der große historisch-geographische Handatlas, dessen dritte Auflage, durch Dr. Th. Menke bearbeitet, 1880 erschienen ist. (Vgl. S. 185.)

Dr. **Grant**, Professor der Astronomie an der Universität Glasgow und Mitglied der britischen Astronomischen Gesellschaft, Verfasser einer „Geschichte der physischen Astronomie“ und eines Kataloges von 6415 Sternen, 1814 zu Grantown-on-Spey geboren, starb in Glasgow anfangs November 1892.

Professor Dr. **Ernst Ludwig Hochholz**, namhafter deutscher Sagen- und Sittenforscher, geboren am 31. März 1809 in Amsbach, ist am 3. October 1892 zu Aarau in der Schweiz gestorben.

Philipp Jakob Neeb, k. k. Forstmeister a. D. in Bozen, der sich um die wissenschaftliche Erforschung Tirols große Verdienste erworben hat und sowol im topographischen wie auch im historischen und archäologischen Fache sehr bewandert war, verschied dortselbst am 14. November 1892, 87 Jahre alt.

Niels Green Noc, Inspector des botanischen Gartens in Christiania, bekannt durch seine Gegnerschaft gegen den Darwinismus, starb daselbst am 23. September 1892, 82 Jahre alt.

Marquis d'Hervey de St. Denis, bedeutender französischer Sinologe, geboren 1823 zu Paris, starb am 5. November 1892.

Der vormalige Director des India-Museums in London, Dr. **Forbes Watson**, verschied daselbst am 29. Juli 1892 im Alter von 65 Jahren.

Der italienische Geologe **Stefano de Stefani** starb am 7. Juni 1892 in Verona.

Kleine Mittheilungen aus allen Erdtheilen.

Europa.

Project einer Canalbrücke zwischen England und Frankreich. Eine englische Gesellschaft plant den Bau einer eisernen Brücke über den Canal La Manche, welche sowol für den Personen- und Fuhrwerks-, als auch für den Eisenbahnverkehr eingerichtet werden soll. Die technischen Vorarbeiten sind bereits vollendet. Die Brücke soll auf 72 gewaltigen steinernen Unterpfeilern ruhen, auf welchen vom Meeresspiegel aufwärts die nach dem System Giffel aus Stahlgerippen construirten Brückenpfeiler sich erheben. Letztere bieten somit dem Anpralle der Stürme und Wogen kein Hindernis. Die Spannweite der Brückenbogen beträgt abwechselnd je 500 und 400 Meter und wird der Brückenkörper so hoch über der Wasserfläche liegen, daß die größten Dampfer und Segler bei höchstem Wogengange die Brücke ohne Gefahr passieren können. Die Gesamtkosten der Herstellung, welche sieben Jahre in Anspruch nehmen soll, sind auf 32,000,000 Pfund Sterling veranschlagt.

Das Observatorium auf dem Montblanc. Der Bau des Observatoriums auf dem Montblanc soll, ähnlich wie der berühmte Giffelthurm, auf zehn starken Schrauben ruhen, welche es ermöglichen, das Gebäude wieder in seine normale Lage zu bringen, wenn eine Bewegung der Eis- und Schneemassen seine Stellung verändern sollte. Das Dach des Observatoriums, dessen Bestandtheile in Paris unter persönlicher Leitung Janssen's hergestellt werden, wird eine mit einer Brüstung versehene Terrasse bilden und die Kuppel tragen, die für die Aufnahme der optischen Instrumente bestimmt ist. Die Kosten des Observatoriums werden etwa 300,000 Francs betragen; daselbe soll zum Theil auch Befestigern des Montblanc und deren Führern zur Verfügung stehen.

Die Durchsichtigkeit des Genfersees. Fortgesetzte Beobachtungen über die Durchsichtigkeit des Genfersees zu verschiedenen Jahreszeiten und an verschiedenen Stellen durch F. A. Forel in Genf ergaben große Verschiedenheiten der Tiefe, bis zu welcher eine senkrecht ins Wasser vom Boote aus hinabgelassene weiße Scheibe sichtbar bleibt. In Betreff des Einflusses der Jahreszeiten stellte sich als Mittel aus 500 an verschiedenen Orten ausgeführten, vergleichenden Messungen heraus als Grenze der Sichtbarkeit: im Winter 14,6, im Frühling 10,5, im Sommer 6,8, im Herbst 9, im Jahresmittel 10,2 Meter. Weiter zeigte sich die Durchsichtigkeit des Seewassers größer an der Westseite des Sees nach Genf

hin, als an der Ostseite nach den Rhonemündungen zu. Wenn die Zahlen hier auch keine regelmäßige Zunahme mit der Lage des Beobachtungsortes auf der Mittellinie des Sees geben, so liegt dies nach Forel daran, daß die Methode nicht exact genug und die Verschiedenheit der Angaben der einzelnen Beobachter, welche sich an diesen Messungen betheiligten, zu groß ist, um ganz präcise den trübenden Einfluß des Rhonewassers in voller Schärfe hervortreten zu lassen. Die größte bisher beobachtete Klarheit war eine Sichtbarkeitsgrenze von 21 Meter am 21. Februar 1891 vor Dachy.

Prschewalski-Denkmal. Die russische Geographische Gesellschaft hat dem berühmten Forscher und Reisenden Generalmajor N. M. Prschewalski im Alexandergarten zu St. Petersburg ein Denkmal errichtet, welches am 1. November 1892, dem vierten Jahrestage seines Todes, feierlich enthüllt wurde. Das nach einer Zeichnung des Generalmajors Wilderling ausgeführte Denkmal besteht aus einem Granitfelsen, der mit der Kolossalbüste Prschewalski's in Bronze gekrönt ist. Die Vorderseite trägt die Inschrift: „Dem ersten Erforscher der Natur Centralasiens.“

Finländische Eisenbahn. In Finland ist eine Bahnlinie in Bau, welche von Wyborg über Sordobala am Nordufer des Ladogasees nach Joensuu führen wird und im Jahre 1893 fertig gestellt werden soll. Eine Theilstrecke dieser Bahn: Wyborg—St. Andrea (43 Kilometer) und eine von St. Andrea nach Smatra führende Abzweigung (32 Kilometer) sind am 1. November 1892 eröffnet worden. Durch diese neue Bahn ist es jetzt möglich, den berühmten Smatrawasserfall von St. Petersburg aus in 6½ Stunden zu erreichen.

Athen.

Dr. C. Diener's Expedition in den Himalaya. Dr. Carl Diener, der sich im April 1892 im Auftrage der Wiener Akademie der Wissenschaften und der indischen Regierung zum Zwecke geologischer Untersuchungen nach dem centralen Himalaya begeben hatte, ist Mitte November nach Wien zurückgekehrt. Die Cholera und die politischen Verhältnisse in den tibetanischen Grenzgebieten bereiteten anfangs dem Fortschreiten der Expedition, an der sich noch C. L. Griesbach und C. S. Middlemisß betheiligten, erhebliche Schwierigkeiten. Ende Juni konnten die geologischen Arbeiten im nördlichen Kumaon an dem 5370 Meter hohen Ataburgha-Paß begonnen werden. Von dort aus begaben sich die Reisenden in den östlich anstößenden, gänzlich unerforschten Theil von Hundes und Ende Juli auf anderem Wege zurück auf britisches Gebiet. Nachdem die Tibeter ihren Widerspruch gegen den Besuch des von ihnen reclamirten Gebietes von Ninkin Paia aufgegeben hatten, erfolgte Mitte August der Ausbruch nach demselben. Anfangs September wurde nach das Gebiet von Niti untersucht und sodann die Rückreise durch das Thal der Alakananda bewerkstelligt. Von Ende Juni bis Mitte September bewegte sich die Expedition in unbewohnten, nur gelegentlich von tibetanischen Schafhirten durchstreiften Gegenden oberhalb der Baumgrenze. Mehr als einen Monat lang lag kein Bivouac der Reisenden unter 4400 Meter, und einmal mußten drei Tage infolge eines Schneesturmes in einem Lagerplatze von 5300 Meter Höhe verbracht werden. Es wurden im Ganzen sieben Pässe zwischen 5300 und 5600 und zwei zwischen 5600 und 5800 Meter Höhe überschritten. Außerdem erreichte Dr. Diener am 28. Juli am Kungribingri Peak die Höhe von 19.170 Fuß (5847 Meter). Das schlechte Wetter — es regnete während des August 26 Tage hindurch — der furchtbare Sturm in den hohen Höhen und die Nothwendigkeit, alle Lebensmittel und oft selbst das Brennmaterial mit sich zu führen, bildeten empfindliche Hindernisse. Die aufgewendete Mühe wird indessen durch die erzielten wissenschaftlichen Erfolge hinreichend aufgewogen. Das aufgesammelte paläontologische Material ist ein sehr reiches und dürfte auf die bisher nur ungenügend bekannten Beziehungen der geologischen Structur des Himalaya zu jener der Alpen vielfach ein neues Licht werfen.

Kopffäger auf Formosa. Der Missionär G. Gde, welcher im Jahre 1890 eine Reise durch das östliche Formosa unternahm, berichtet, daß es im Inneren dieser Insel noch wilde Völkerstämme gebe, welche die centrale Gebirgskette in eigenen Dörfern bewohnen, von Zeit zu Zeit aber auch in das Küstengebirge einbrechen, um Jagd auf wilde Thiere zu machen oder auch Menschenköpfe zu erbeuten. In den dort noch vorhandenen Urwäldern haufen sie oft monatelang, bis sie der erwünschten Beute habhaft werden, da sie sich schämen, mit leeren Händen zurückzukehren. Denn oft kann ein Wilder nur durch einen erbeuteten Menschenkopf eine Frau gewinnen. Wie Gde mittheilt, würden die jungen Leute in vielen Fällen gerne auf die Beschwerden und Gefahren einer solchen Kopffagd verzichten, aber die grausame Sitte hat sich der besonderen Gunst der Alten des Stammes zu erfreuen. Von diesen Kopffagden auf Formosa, welche denen der Dajaks auf Borneo so sehr ähneln, war bisher nichts bekannt.

Afrika.

Ueber die physikalischen Verhältnisse von Uganda. Vor der Geographischen Gesellschaft in London hielt kürzlich Hauptmann Lugard einen Vortrag über seine Reise in Uganda, welches Land er diesmal vom topographischen Standpunkte aus betrachtete. So sagte er, daß zu Kitina, 1800 Meter über dem Meere, das Klima sehr dem englischen gleiche, dort Bergkirsche und Jasmin, Immergrün und Distel vorgefunden worden seien, während die Scenerie ganz europäisch sich darstelle. Der Erdboden wäre für Baumwolle geeignet, und von den Eingeborenen werde ausgezeichnete Tabak gezogen. Bauholz sei in Menge vorhanden, auch an Wasser und Weide sei kein Mangel. Das Mau-Plateau schildert Lugard als fast unbewohnt, obwohl das Land von zahlreichen Flüssen bewässert und vom saftigsten Gras und Klee bedeckt, den besten Weidegrund für Vieh abgebe. Das Klima von Uganda selbst sei milde, die Wälder dicht und der Boden fruchtbar; Zuckerrohr wächst üppig und die Baumwolle ist von guter Beschaffenheit. Korn, Kaffee und Obst können fast überall mit Erfolg gepflanzt werden, während dagegen Unghoro die afrikanische Schweiz genannt werden kann.

Sammlungen von der Emin Pascha-Expedition. Von der Emin Pascha-Expedition sind im Museum für Völkerkunde in Berlin 15 große Kisten und Bündel eingetroffen. Sie enthalten die von Emin Pascha und seinem Begleiter Dr. Suhlmann auf ihrer letzten Reise gesammelten ethnologischen, zoologischen und botanischen Gegenstände. Unter den ethnologischen Gegenständen, Waffen, Schmuck, Hausgeräth, befindet sich vieles aus Gegenden, die bisher in der so reichhaltigen Sammlung noch nicht vertreten waren, zum Theil in ganz neuen Formen. Auch unter den geologischen und botanischen Sammlungen, die dem Museum für Naturkunde und dem Herbarium für afrikanische Pflanzen überliefert worden sind, dürfte sich vieles Neue befinden. Letzteres Institut steht unter der Leitung des Professors Dr. Schweinfurth.

Erforschung Afrikas mittels des Luftballons. Die Franzosen Léon Dux und Maurice Dubs entwickeln in der „Revue maritime et coloniale“ den abenteuerlichen Plan, das Innere Afrikas im Luftballon mit Benutzung der regelmäßigen oder vorherrschenden Luftströmungen zu erforschen. Die beigegebene Karte, auf welcher diese Luftströmungen verzeichnet sind, zeigt, wie viele Lücken unsere Kenntnis derselben noch aufweist, und zieht so viel Hypothetisches heran, daß die Ausführung eines solchen Planes namentlich angesichts der noch so wenig entwickelten Luftschiffahrt derzeit als unausführbar erscheint. Wie uneren Lesern erinnerlich sein wird, ist vor einiger Zeit ebenfalls in Frankreich das Project aufgetaucht, den Nordpol mit Hilfe des Luftballons zu erreichen (vgl. „Mundschau“ XIII, S. 89), doch hat von der Ausführung desselben bisher noch nichts verlautet.

Projectirter Heberlandtelegraph in Afrika. In der am 29. November 1892 abgehaltenen Generalversammlung der Südafrikanischen Gesellschaft in London machte der Premierminister der Capcolonie, Rhodes, welcher zugleich Vorsitzender der Gesellschaft ist, von dem Plane betreffend die Herstellung einer im Interesse Englands zu errichtenden Landtelegraphenlinie von Maschonaland über Uganda nach Aegypten Mittheilung. Er beabsichtige um dieser An gelegenheit willen mit dem Mahdi zu unterhandeln.

Neu-Amsterdam und St. Paul französisch. Laut officieller Bekanntmachung sind die im Indischen Ocean gelegenen Inseln Neu-Amsterdam und St. Paul von Frankreich annectirt worden. Die erstere ist bisher immer als ein Zubehör zu Mauritius angesehen worden, und es scheint zweifelhaft, ob Frankreich ein Recht hatte, seine Flagge dort zu hissen. Indes sind beide Inseln kaum des Streites werth. Gr.

Amerika.

Der höchste Berg Nordamerikas. In neuester Zeit ist die Frage, welches die höchste Bergspitze im nördlichen Amerika über Panama hinaus sei, in wissenschaftlichen Kreisen discutirt worden. Es streiten sich um diese Ehre der Drizaba und der Popocatapetl in Mexiko und der St. Elias in Alaska. Nach der neuesten Messung des Drizaba im Jahre 1892 durch J. L. Scovell und Bunjen hat derselbe eine Höhe von 18.312 (937 mehr als nach der Berechnung von Humboldt) englische Fuß oder 5579 Meter. Darnach würde der Drizaba noch um 59 Meter höher sein als der 5520 Meter hohe St. Elias nach der Messung des Professor Russell im Jahre 1891 (vgl. „Mundschau“ XIV, S. 326) und um 212 Meter höher als der Popocatapetl nach dessen bisheriger Messung. Gr.

Grenzreanirung zwischen der Union und Britisch-Columbien. Da die Grenze zwischen den Unionsstaaten Idaho und Washington einerseits und Britisch-Columbien andererseits nicht genau festgestellt ist, was schon zu manchen Verwickelungen Anlaß gab, hat der Con-

groß der Vereinigten Staaten beschloffen, diese Grenze durch eine gemischte Commission im Verein mit der canadischen Regierung zu reguliren. Die strittigen Gebiete sind reich an nutz-
baren Mineralien.

Die längste Telephonleitung der Welt. Vor kurzem ist eine Telephonlinie zwischen New-York und Chicago eröffnet worden, welche eine Länge von 1530 Kilometer hat und somit derzeit bei weitem die längste aller Telephonverbindungen der Welt ist.

Eisenbahn von Antofagasta nach Druro. Die Eisenbahn, welche den chilenischen Hafen Antofagasta mit der Stadt Druro in Bolivia verbinden wird, geht ihrer Vollendung entgegen. Die Strecke auf chilenischem Boden von Antofagasta über Salar del Carmen nordostwärts nach Calama, „der Königin der Wüste“, bis zur bolivischen Grenze ist schon seit einiger Zeit im Betriebe. Die Grenzstation Ullagué liegt 3698 Meter über dem Meere. Von da an führt die Bahn auf bolivischem Boden weiter, passirt die Oase von Amincha, dann die Silberminen von Huanchaca, wendet sich nach Norden, geht an dem Pampa-Mullagassee entlang und endet in Druro am Ausflusse des Sees. Sie hat eine Gesammtlänge von 580 Kilometer.

Australien.

Affitirte Einwanderung in Queensland. Die Regierung der australischen Colonie Queensland hat beschloffen, die affitirte Einwanderung und für Dienstmädchen die freie Einwanderung aus Europa auf Kosten des Staates wieder aufzunehmen. Gr.

Eine Weiberinsel bei Neu-Guinea. Der Reverend Sir Mac Farlane, langjähriger Missionär an der Südküste des englischen Neu-Guinea, macht in einem Briefe an uns folgende Mittheilung. An der Südküste von Neu-Guinea existirt eine Insel, genannt Haire Anna, Frauenland, welche nur von Weibern, die sehr geschickte Muderer sind, bewohnt wird. Männer dürfen sich nur zu gewissen Zeiten unter ihnen aufhalten, und von den in Folge dieses Verkehrs geborenen Kindern bleiben nur die weiblichen am Leben, während die männlichen immer gleich nach der Geburt getödtet werden. Es ist also eine Prostitutionsinsel. Gr.

Polargegenden und Oeane.

Zur Erforschung des Südpolarmeeres. Da die arktischen Meere für den Walfischfang immer weniger lohnend werden und die Schiffe in immer höhere Breiten sich begeben müssen, um das feltener werdende Jagdthier zu treffen, haben vier Schiffe der Dundee-Walfischflotte am 6., 7. und 8. September 1892 die Davisstraße verlassen und sich nach dem antarktischen Meere begeben, mit dem Auftrage, zu erforschen, ob die noch unbekanntenen arktischen Meere nicht lohnendere Jagdgründe bieten. Die auf diesen Schiffen mitreisenden Herren Bruce, Burn, Murdoch, Donald und Campbell sollen auch wissenschaftliche Beobachtungen anstellen und sind mit den erforderlichen Apparaten versehen. Sie werden vor allem vollständige meteorologische Tagebücher mit Berichten über die Temperaturen und Dichten des Oberflächenwassers und an einzelnen Punkten der Temperaturen bis zu 150 Faden Tiefe führen. Tiefseeforschungen sind nicht zu erwarten. Wol aber werden Beobachtungen über Meeresströmungen regelmäßig gemacht und auch Flaschen in hohen südlichen Breiten ausgeworfen werden, deren Wiederauffindung von großem Interesse sein wird. Besondere Aufmerksamkeit soll dem Meeresesse zugewandt werden und man wird bemüht sein, Schlamm oder Steine, welche in den Eisbergen eingebettet gefunden werden, zu erlangen, um eine Vorstellung von den geologischen Verhältnissen des unter dem südlichen Eismantel begrabenen Landes zu gewinnen. Sicherlich werden auch reiche Sammlungen von Vögeln, kleinen Oberflächenorganismen des Meeres, sowie Meerwasserproben aus verschiedenen Tiefen heimgebracht werden. Von großem Interesse werden schließlich die Barometerablesungen sein, da sie über das merkwürdige Gebiet niederen Luftdruckes, welches den Südpol umgiebt, Licht verbreiten werden.

Geographische und verwandte Vereine.

Geographische Gesellschaft in Lissabon. Es ist uns keine Geographische Gesellschaft bekannt, welche sich durch ihre Mitglieder so weit über die Erde ausdehnt, wie die Gesellschaft zu Lissabon. Außer 10 Ehrenmitgliedern zählt sie nach dem Stande vom 31. December 1891 827 ordentliche Mitglieder in Lissabon, 104 in 52 anderen Städten Portugals, 7 auf Madeira und den Azoren, 55 in 18 verschiedenen Orten Westafrikas, 43 in 9 Orten Ostafrikas, 9 in Ostindien, 4 in Macao und Timor, 2 in Britisch-Amerika, 12 in Brasilien, 3 in Hong-

fona, 3 im Congostrate, 6 in Frankreich, 4 in Großbritannien, 2 in Spanien, 1 in Britisch-Indien, 2 in Italien, je 1 in Japan, Marokko, Siam und Schweiz. Auffallend groß ist die Zahl der correspondirenden Mitglieder, von denen 173 auf Portugal, 58 auf die Azoren, 28 auf Madeira, 253 auf Portugiesisch-Indien, 9 auf Macao, 31 auf Angola, 10 auf die Capverden, 25 auf Guinea, 32 auf Mozambique, 14 auf St. Thomé entfallen. Im Auslande zählt die Gesellschaft 19 correspondirende Mitglieder in Deutschland, 19 in Oesterreich-Ungarn, 24 in Belgien, 3 in Luxemburg, 118 in Frankreich, 21 in Großbritannien, 98 in Spanien, 6 in den Niederlanden, 14 in Italien, 2 in Rumänien, 3 in Rußland, 6 in Schweden, 9 in der Schweiz, 24 in Asien, 25 in Afrika, 16 in Argentinien, 2 in Bolivia, 374 in Brasilien, 1 in Chile, 5 in den spanischen, 2 in den britischen Besitzungen von Amerika, 1 in Costarica, 21 in der Union, 18 in Mexiko, 3 in Peru, 12 in Uruguay, 3 in Venezuela und 9 in Australien und Oceanien. Im ganzen zählt die Gesellschaft 10 Ehrenmitglieder, 1089 ordentliche und 1491 correspondirende, zusammen 2590 Mitglieder. Doch scheinen hierbei alle Personen, die seit dem Gründungsjahre 1875 der Gesellschaft beigetreten sind, gerechnet zu sein; unter den correspondirenden Mitgliedern wenigstens sind viele genannt, die schon vor Jahren gestorben. Präsident der Gesellschaft im Jahre 1892 ist Antonio do Nascimento Pereira Sampaio, ständiger Secretär Luciano Cordeiro.

Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Die Hefte 49 und 50 der „Mittheilungen“ der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokio enthalten außer einem Aufsatze über das Veterinärinstitut zu Tokio zwei sehr interessante Beiträge zur Volkskunde Japans: „Zur Psychologie des japanischen Wikes“ von Dr. R. M. Florenz und „Streifzüge durch die japanische ethische Literatur der Gegenwart“ von Dr. L. Bussé. Beachtenswerth ist ein kurzer Aufsatz von F. L. Janßen über „Die Bedeutung weißer Thiere in Japan“. Anlässlich des Fundes eines weißen Bären im Westen der Insel Jelo (eines Albinos des Jesobären), der von den Ainos dem japanischen Kaiser zum Geschenk gemacht wurde, theilt der Berichterstatter mit, daß in Japan seit alter Zeit dem Erscheinen von seltenen weißen Thieren und besonders von Albinos eine große Bedeutung beigelegt worden sei, indem die Voraussetzung galt, daß solche Thiere eine lange, glückliche und gesegnete Regierung des gerade zu der Zeit herrschenden Kaisers andeuteten.

Geographische Gesellschaft zu Jena. Das jüngst ausgegebene Doppelheft der „Mittheilungen“ (XI. Bd., 1. und 2. Heft) der Geographischen Gesellschaft (für Thüringen) zu Jena enthält wieder einige sehr werthvolle Beiträge, von denen wir besonders hervorheben: „Die Lebensweise der Kosakassern“ III, von Missions-Superintendent Dr. A. Kropf, „Missionär G. Ede's Reise durch das östliche Formosa“ II, von G. Kürze, mit mancherlei ganz neuen Mittheilungen, ferner „Beiträge zur Klimatologie Thüringens“ von Dr. G. Lehmann. Die Gesellschaft, deren Vorsitzender Dr. Fritz Regel und stellvertretender Vorsitzender Professor Dr. Ernst Haeckel sind, zählte am 1. September 1892 24 Ehrenmitglieder, 8 correspondirende und 389 ordentliche Mitglieder, zusammen 421.

Vom Büchertisch.

Tausend und ein Tag im Occident. Culturbilder, Reisen und Erlebnisse im nord-amerikanischen Continent. Von Ernst von Hesse-Wartegg. Zwei Bände. Leipzig 1891. Verlag von Carl Reißner. (VIII, 328 und 248 S.)

Kann man von jedem Buche v. Hesse-Wartegg's sagen, daß es sich sehr angenehm und zugleich gewinnbringend liest, so gilt dies in besonderem Grade von dem vorliegenden. Der Autor, welcher durch mehrjährigen Aufenthalt und wiederholte ausgedehnte Reisen die Union und das britische Nordamerika gründlich kennen gelernt hat, entwickelt uns in einer Reihe einzelner Capitel ebenso viele Einzelbilder aus dem Leben und Treiben des nord-amerikanischen Continents, welche sich in ihrem Schlussergebnis zu einem umfassenden Gesamtbilde vereinigen. Wir begleiten vor allem den Reisenden auf seiner Fahrt mit dem norddeutschen Lloyd-Dampfer „Berra“, welchem er volles Lob spendet, nach der neuen Welt, die wir in New-York betreten. Von hier führt er uns zunächst in die Petroleum-region Pennsylvaniens, der bisher unerschöpflich scheinenden Heimstätte der „Delprinzen“. Bei einem Besuche des virginischen Seebades Cape May lernen wir das von dem europäischen vielfach verschiedene fashionable Bäderleben Nordamerikas kennen, wozu das ebenfalls geschiderte californische Seebad Monterey ein interessantes Pendant bildet. Einblicke in eigenartige psychische Erscheinungen Amerikas gewähren die Besuche bei den Geisteshebern von Anchora und eines Camp Meetings schwarzer Methodisten. Ein Absteher nach Neufundland läßt uns die daselbst herrschenden, wenig bekannten klimatischen und socialen Ver-

hältnisse kennen lernen. Sehr drastisch wird uns echt amerikanisches Wesen in den beiden Capiteln über Neclame und über „Seine Ehren Richter Lynch“ vorgeführt. Großartig bethätigt sich die Lebenskraft des amerikanischen Gemeinnes in der Entwicklung der „neuen Millionenstadt“ Chicago, die freilich nicht auf alle Besucher den gleich günstigen Eindruck macht, wie auf Hesse-Wartega. Auch die Pacificbahnen, das Temperenzwesen, die Prairiefürsten und ihre Reiche, die Besiedelung des Territoriums Oklahoma u. s. w. werden eingehend geschildert. Die Bergwerksdistricte des Westens und die in ihnen aufstieghenden, zum Theil ephemeren Städte, das uns abstoßende und doch des poetischen Hauches nicht entbehrende Leben der Gold- und Silbergräber daselbst treten greifbar vor unsere Augen. Die Indianer von heute lernen wir in Neu-Mexiko, in der Hauptstadt der Cherokesen und in British-Columbieu kennen, denn die allgemein noch verbreiteten Vorstellungen von denselben stimmen mit der Wirklichkeit wenig überein. Dann eine Nacht im Chinesenviertel von San Francisco — auch diese Schilderung bietet manches Neue. Sehr ergötzlich sind die „Curiosa aus der amerikanischen Winkelpresse“. Eine reizende Idylle läßt uns v. Hesse-Wartegg anlässlich seines Besuches bei den französischen Pflanzern von Neu-Adalen miterleben. Eingehende Schilderungen sind dem Riesentrome Mississippi und seinen gewaltigen Ueberfluthungen gewidmet. Dann werden uns die Schrecken des gelben Fiebers in ihren entseßlichen Wirkungen vor Augen geführt. Mit diesen Andeutungen ist aber der reiche Inhalt des Werkes bei weitem noch nicht erschöpft. Wir glauben, daß die vielen Deutschen, welche im Jahre 1893 die Columbusausstellung in Chicago zu besuchen gedenken, sich auf ihre Amerikareise nicht besser vorbereiten können, als durch die Lectüre des hier besprochenen Buches.

F. U.

Die Erzbergbahn. Mit den Anschlußstrecken Hieslau-Eisenerz und Vorderberg-Leoben. Mit 12 Abbildungen und einer Orientierungskarte. Wien. Pest. Leipzig. A. Hartleben's Verlag. (38 S.)

Am 9. Juni 1892 wurde die „Erzbergbahn“ eröffnet, welche den Preßbühl oder Eisenerzer Tauern überschreitend, Eisenerz mit Vorderberg, beziehungsweise Hieslau mit Leoben verbindet. Die eigentliche Erzbergbahn ist eine nach dem Abfischen System ausgeführte Adhäsions- und Zahnradbahn, welche an dem berühmten steierischen Erzberge vorbei in einem 1204 Meter über dem Meere gelegenen Tunnel die Pashöhe überschreitet. In technischer Hinsicht eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges, gewinnt diese Bahn an Anziehungskraft noch durch die äußerst malerischen und wildromantischen Partien, welche sie durchzieht. Am interessantesten ist wol der Erzberg selbst, der reichste Fundort trefflichsten Eisenerzes, wo der Tag- und Grubenbau schon seit dem Jahre 712 betrieben wird (vgl. die Abbildung auf S. 161). Das vorliegende Büchlein bespricht zuerst die Erzbergbahn in technischer Beziehung, hierauf die Route Hieslau-Eisenerz, den altherwürdigen Bergwerksort Eisenerz, die Bahnfahrt über den Preßbühl und endlich die Strecke von Vorderberg nach Leoben, wobei sowol die landschaftliche Schilderung, sowie das touristische Moment zu ihrem Rechte kommen. Da auch die Ausstattung eine sehr geschmackvolle ist, wird Jeder, der die Erzbergbahn zu besuchen gedenkt, gerne dieses empfehlenswerthen Führers sich bedienen.

Columbus, der große Entdecker. Ein Lebensbild von Vetto Jhnken. Illustrirt von Felix Schmidt. Zweite, unveränderte Auflage. Leipzig 1893. Verlag von Geibel & Brockhaus. (188 S.)

Jhnken's Lebensgeschichte des großen Entdeckers, welche für das Alter von 12 bis 15 Jahren bestimmt ist, verdient als eine vorzügliche Jugendschrift beste Empfehlung. Der Verfasser hat sich hinsichtlich des Stoffes an die Ergebnisse der neuen Columbusforschung gehalten und geht allen abenteuerlichen Ausschmückungen seines Lebens und Wirkens aus dem Wege, vermeidet es aber auch mit Recht, einzelne weniger rühmliche Züge, welche das Bild des großen Mannes beeinträchtigen könnten, der Jugend vorzuführen, so daß Columbus seinen unergänglichen Verdiensten entsprechend in hellem Lichte erscheint. Man soll der Jugend und dem Volke nach unserer Meinung die großen Gestalten der Geschichte nicht durch kleinliche Nebensachen, welche die Forschung zu Tage fördert, ihres Glanzes berauben und dadurch die Wirkung erhebender Vorbilder schwächen. Die Schreibweise Jhnken's ist klar und verständlich, zugleich warm und lebendig, muthet aber dem jugendlichen Leser auch etwas eigenes Denken zu. Wir hätten nur einen Wunsch, es möchte nämlich einer folgenden Auflage des Buches eine kleine Karte beigegeben werden, denn nach einem Atlas werden nicht viele der jungen Leser greifen.

F. U.

Die Eisenbahnen des europäischen Rußland mit Theilen der angrenzenden Länder und Kleinasien. Wien 1892. Verlag von Artaria & Comp. 60 kr. = 1 Mark.

Auf einer großen, sehr schön ausgeführten Karte von Rußland sind sämtliche bestehenden und im Bau begriffenen Eisenbahnen des europäischen Rußland, sowie der angrenzenden Länder, ferner die Eisenbahnen Kleinasien, endlich die Dampferlinien auf der

Ostsee, dem Schwarzen und Kaspiischen Meere in rother Farbe eingetragen. Zwei Cartons geben in größerem Maßstabe die Bahnneze von Petersburg und Moskau sammt Umgebungen. Auf dem Rande der Karte sind auch sämtliche russischen Bahnen namentlich verzeichnet.

Deutsch-französische Grenzländer mit genauer Einzeichnung der französischen Befestigungsanlagen und deren neueren Veritärkungen. Von Landau-Albrud bis Beauvais-Versailles. Zugleich Uebersichtskarte von Elsaß-Lothringen und Nordostfrankreich. Maßstab 1:400.000. Vierte Auflage. Leipzig. Verlag von Georg Lang. 2 Mk.

Im Maßstabe 1:400.000 ist auf zwei Sectionen das deutsch-französische Grenzgebiet im weitesten Sinne, von Landau und Albrud im Osten bis Beauvais und Versailles im Westen, dargestellt und alle Befestigungen mit rother Farbe kenntlich gemacht. Da die Karte hübsch ausgeführt ist, in der Schrift deutlich leserlich und auch Terrainzeichnung (geschummert) enthält, muß sie als vollkommen zweckdienlich bezeichnet werden.

Statistisches Jahrbuch deutscher Städte. In Verbindung mit seinen Collegen Dr. H. Bleicher, Dr. H. Böckh, Dr. K. Büchel, H. Edelmann, Dr. M. Flingzer, Dr. G. Haffr, Dr. G. Hirschberg, Dr. G. Koch, Dr. G. Pabst, Fr. X. Pröbbit, G. Tschiersch, Dr. G. Würzburger und K. Zimmermann herausgegeben von Dr. M. Reefe. Zweiter Jahrgang. Breslau 1892. Verlag von Wihl. Gottl. Korn. (VII, 397 S.) 12. Mk.

Da der erste Jahrgang 1890 des „Statistischen Jahrbuches deutscher Städte“ eine günstige Aufnahme gefunden hat, erscheint nunmehr der zweite Jahrgang, und zwar in viel größerem Umfange. Die Angaben beziehen sich auf die 47 deutschen Städte, welche nach der letzten Volkszählung mehr als 50.000 Einwohner hatten. Doch fehlen in manchen Abtheilungen einzelne Daten, da die ausgefandten Fragebogen in verschiedenen Fällen nur zum Theil, in anderen gar nicht ausgefüllt wurden. Der zweite Jahrgang umfaßt 21 Abschnitte mit vergleichenden Darstellungen über: 1. Gebiet, Lage und natürliche Verhältnisse der Städte. 2. Bevölkerung. 3. Grundbesitz und Gebäude. 4. Wohnungen. 5. Bauhätigkeit. 6. Straßenreinigung und Bepflanzung, Parkanlagen und Canalisation. 7. Wasserversorgung (Wasserwerke). 8. Feuerlöschwesen. 9. Messen und Märkte. 10. Consum, Preise, Löhne. 11. Verkehr. 12. Güterverkehr. 13. Kranken-, Unfall-, Invaliditäts- und Altersversicherung. 14. Sparcassen. 15. Öffentliche Leihhäuser. 16. Armen- und Krankenpflege. 17. Unterrichtswesen. 18. Cultus. 19. Beleuchtungsweisen. 20. Verwaltung und Vertretung der Städte. 21. Gemeindefeuern. Wie man sieht, ist der Inhalt ein sehr reicher und der Absatz des Jahrbuches in den Kreisen, welche sich für das Städtewesen Deutschlands interessieren, gesichert.

Eingegangene Bücher, Karten etc.

Vom Kaukasus zum Hindukusch. Reisetage von Bernhard Stern. Mit 12 Vollbildern und 33 Textillustrationen nebst einem Anhang: Kaukasische Marschrouten. Berlin 1893. Verlag von Siegfried Cronbach. 6 Mk.

Ein deutsches Weltreich. Von * * *. Berlin 1892. Verlag von Hans Lüftenöder. 50 Pf.

Mein Polen. Reiseerinnerungen von Alexander Halka. Zweite Auflage. Wien 1892. Verlag „Austria“. 1 fl.

Die Kirchen im Obermarchthal. Eine Jubiläumsgabe zum 200jährigen Bestande der ehemaligen Prämonstratenser- und jetzigen Schloß- und Pfarrkirche. Von Max Birkler. Mit 5 Illustrationen. Stuttgart 1893. Jos. Roth'sche Verlagshandlung.

Bibliography of the Algonquian Languages by James Constantine Pilling. (Smithsonian Institution, Bureau of ethnology: J. W. Powell, director.) Washington 1891. Government printing office.

Eine Fünftensahrt. Bilder aus der ungarischen Tiefebene von Franz Woenig. Illustrirt von A. Klanroth. Leipzig. Verlag von Carl Jacobsen. 6 Mk., geb. 8 Mk.

Geographische und naturwissenschaftliche Abhandlungen. I. Zur vierhundertjährigen Feier der Entdeckung Americas: Columbus und seine vier Reisen nach dem Westen. Natur und hervorragende Erzeugnisse Spaniens. Von Professor Dr. Johannes Mein. Mit 8 Figuren im Text, 8 Lichtdrucken und 3 Karten, sowie dem Facsimile eines Columbus-Briefes. Leipzig 1892. Verlag von Wilhelm Engelmann. 8 Mk., geb. 9 Mk. 50 Pf.

Schluß der Redaction: 21. December 1892.

Herausgeber: **A. Hartleben's** Verlag in Wien.

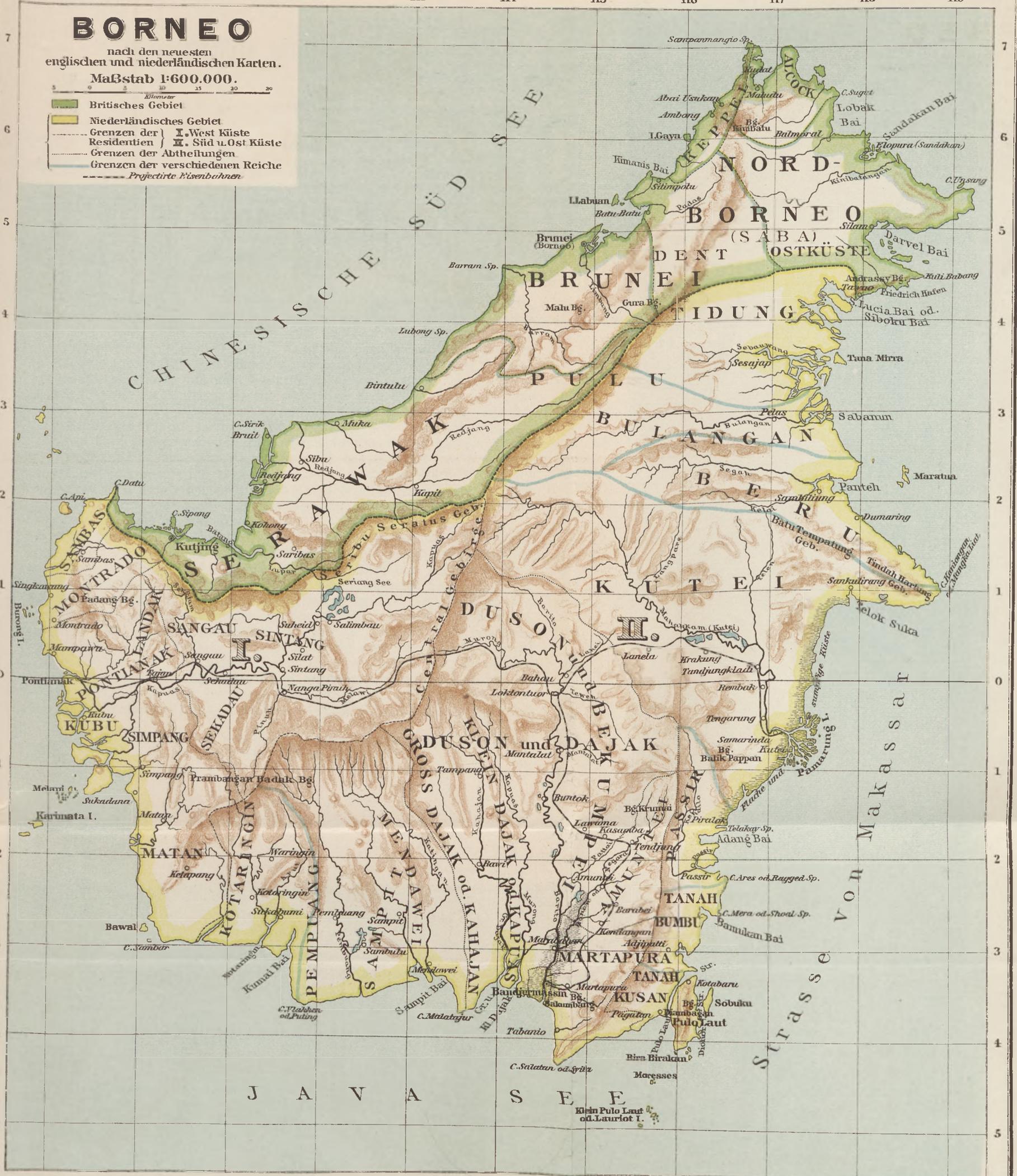
109 110 111 112 113 114 115 116 117 118 119

BORNEO

nach den neuesten
englischen und niederländischen Karten.

Maßstab 1:600.000.

- Kilometer
0 5 10 15 20
- Britisches Gebiet
 - Niederländisches Gebiet
 - Grenzen der I. West Küste
 - Grenzen der II. Süd u. Ost Küste
 - Grenzen der Abtheilungen
 - Grenzen der verschiedenen Reiche
 - Projectirte Eisenbahnen



109 110 111 112 113 Östl. Länge 114 v. Greenwich 115 116 117 118 119